

# Die Zeitungszeit

Nr. 11

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

## Ein Sturmvogel.

Roman von Berndt Ek.

(Fortsetzung)

Rasper fuhr in seiner Erzählung fort: „Mutters Liebe umgab mich wie die Luft, die ich einatmete - diese geniale Liebe, die ist, immer nur ist. Ich habe gerade heute so viel darüber nachgedacht. Mutter

hatte früher einen kleinen Garten - ein ärmliches Fleckchen Erde hoch über der Stadt zwischen den Bergspitzen. Von einem Hinterhof führte eine Treppe hinauf. Ich glaube, es wusste niemand etwas davon, ein so verborgener

Winkel war es. Ich habe später wieder danach gesucht, nach Mutters Garten. Aber man hatte ringsumher alles aufgewühlt, weil da gebaut wurde. Du weißt, dort hinter dem kleinen Markt - und er ist jetzt nicht mehr zu finden.



Käte Kollwitz: Vor dem Tor des Fabrikantenhauses.



Aber sie machte sich dort ein paar Beete zurecht mit Feldesen, den sie sich selbst am Nabenfelsen geholt hatte — Du weißt, er wächst dort wild, ganz allein und zeitig im Frühjahr. Und dann hatte sie Schneeglöckchen darin, weiß ich noch, die mitten aus dem Eis hervorkeimten. Aber am deutlichsten erinnere ich mich noch der Pfingstlilien mit ihren weißen Sternen, die auf langen Stengeln zitterten. Wenn ich jetzt Pfingstlilien sehe, muß ich immer daran denken, wie Mutter mich in meiner Kindheit mit in ihren Garten hinaufnahm, an einem warmen, feuchten Frühlingstag. Und dann durfte ich ihr hier und da helfen. — Meine Kinderphantasie konnte es nicht begreifen, daß es draußen noch so kalt und unfreundlich war, daß in den Schattenecken am Berg noch schmutziger, ungeschmolzener Schnee lag, während die Pfingstlilien schon aufgeblüht waren und so süß und stark dufteten. Es kam mir in meiner Kinderseele so unmöglich vor, daß alles das wirklich grün werden sollte — voller, duftender Sommer mit Schulferien, heißen Tagen und blauem Himmel. Ich sah, wie Mutter mit der schwarzen Erde herumwirtschaftete, sie grub und hackte, sie lag auf den Knien, machte mit ihren Fingern Löcher in die Beete und streute aus einer kleinen Papierdüse Samen hinein. Vorsichtig deckte sie dann alles wieder zu, strich mit der flachen Hand über die Erde und erklärte mir, das hier sei Meseda, hier Levtojen, hier eine Reihe gelbe Rüben und dort Salat und Kresse. Und ich hatte so ein Gefühl, daß der Sommer, wenn er nun wirklich kam, Mutters Werk sei.

Dort droben in ihrem Garten taute sie förmlich auf und sagte manches stille, friedliche Wort, während sie alles in Ordnung brachte. Ja, dieser Garten war wie ein Ort für sich, wo ich meine Mutter wirklich hatte. Und ich hatte sie dann so lieb, ebenso wie ich mir dachte, daß die Blumen, die Erde und der Esen sie lieb haben mußten.

Er hielt einen Augenblick inne, setzte seine Zigarre, die ausgegossen war, wieder in Brand und fuhr dann fort:

„Wie sie da Jahr für Jahr hinaufging und für ihre Blumen kämpfte mit verspätetem Frühling und vorzeitigem Herbst! — Siehst Du, dort war es, wo sie ihre Liebe ungestört und ungehindert ausgeben konnte, all die Liebe, die sie in ihrem Leben hatte zurückdrängen müssen. Mit mir wurde es ihr wohl schwerer. Die Blumen in ihrem Garten gingen auf und wuchsen unter ihren Händen empor. Sie beunruhigten sie nicht, ärgerten sie nicht, sie brauchte keine Angst um sie zu haben, wie — wie um mich. Ich kam vielleicht etwas zu kurz dabei. Aber jetzt verstehe ich sie. Ich atmete ihre Liebe gewissermaßen mit der Luft ein. Ich zweifelte niemals an ihr. Und dann waren da ja so viele Dinge, die ihr die Zunge banden und es ihr unmöglich machten sich erkennen zu geben. Und wenn ich jetzt sehe, wie Mutter die Kleine so überströmend liebt, da kenne ich sie wieder. Sie hat da einen Ausweg gefunden für all die Wärme, die sie in ihrem Herzen birgt, einen friedlichen, ungehinderten Ausweg. Denn die schwere Verantwortung für des Kindes Leben ruht ja nicht auf ihr, sondern auf uns. All die Liebe, die sie in sich trägt, die stille, tiefe Liebe, die niemals sterben kann, dieses sonderbare, geniale Element im Menschen, über das wir so viel sprechen und dichten, das wir loben und preisen. Und das wir doch bis zuguterletzt nie ganz erforschen und begreifen können. — Und gerade das sollte über dem Kinde sein, das dort drüben liegt und schläft.“

Wieder hielt er inne. Dagny sah und betrachtete sein Profil. Ein harter, beinahe höhnischer Ausdruck lag auf ihrem Gesicht.

Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und blickte zur Decke empor.

„Ja, ja.“ sagte er, „ich habe es immer für Unsinn gehalten, wenn man behauptet, daß die

Kindheit eine glückselige Zeit ist. Es ist vielleicht die allerschwerste Zeit im Leben. Ein Kind hat ebensoviele und vielleicht noch schwerere Sorgen wie wir großen Leute und es ist alles so viel hoffnungsloser, weil es noch nicht die tröstliche Uebersicht über das Leben hat. In dem Bewußtsein eines Kindes ist noch gar keine Perspektive. Ein Kind kann wirklich verzweifelt sein, was wir erst ganz allmählich werden. Und doch kann man sich manchmal danach sehnen, mit solchen Kindheitserinnerungen kann solch eine wehmütige Sehnsucht über einen kommen — nach irgend etwas ursprünglichem — so als ob man das Ohr an die Erde legen müßte, um ihr innerstes Leben zu belauschen. Mutterliebe — ja, danach kann man sich so sehnen.“

Dann schwiegen sie beide. In Dagnys Seele flog eine tiefe, bittere Verwunderung über ihn auf. Da sah er und warf ihr Mangel an Liebe vor. Diesem sonderbaren Hochmut, den sie früher schon manchmal an ihm bemerkt hatte, stand sie völlig verständnislos gegenüber. Und noch dazu jetzt, wo er in Verzweiflung seine Schuld eingestanden, wo er um Vergebung fleht — und sie auch erhalten hatte.

Das verbitterte sie tiefer als alles andere, ja so sehr, daß sie ihn hätte hassen können.

Es fiel ihr auf, daß Kasper anfang in den Klub zu gehen.

Er hatte — mitsamt seiner schönen Frau — sich von jeder näheren Berührung mit seinen alten Kameraden oder den anderen Leuten in der Stadt ferngehalten. Man sah sich nur hier und da in größerer Gesellschaft — sie selbst pflegten zwei- oder dreimal im Jahr eine zu geben, weil es nicht gut anders ging. Die Frauen nahmen diese abweisende Bornehmheit manchmal übel, aber Kasper Bugges natürliche, humorvolle Art, freundschaftlich mit den Männern zu verkehren, wenn er sie auf der Straße traf oder geschäftlich mit ihnen zu tun hatte, machte vieles wieder gut.

Man konnte auch wirklich nicht anders, wie diesem einzig dastehenden Haushalt mit einem gewissen Respekt zu begegnen — dem „Turteltaubenschlag“, wie Rechtsanwalt Rambel das Haus draußen im Felsdal schon vor langer Zeit gekauft hatte.

Kasper Bugge kam an einem Spätherbittnachmittag zufällig in das Klublokal, um vor dem Hundewetter draußen Schutz zu suchen.

Und es war so gemütlich und warm und alle waren so zuvorkommend. Den nächsten Tag kam er wieder und meldete sich bald darauf als Mitglied.

Es dauerte nicht lange, so warf er sich mit all seiner Energie darauf, alle möglichen Mängel zu entdecken, die durchaus abgestellt werden mußten.

Es waren zu wenig ausländische Zeitungen da — Schlendrian in mehr wie einer Beziehung — kein Telephon — das Billard nicht in Ordnung, die Restauration erbärmlich usw.

Aber jetzt kam mit einem Male Leben und Bewegung hinein — Generalversammlungen, Beratungen, jeden Augenblick wurde Revision gehalten — und Kasper Bugge war die Seele des Ganzen.

Der Klub, der früher in mancher Beziehung für etwas zweifelhaft gegolten hatte, kam jetzt wieder in Ansehen. Neue Mitglieder meldeten sich, das Lokal wurde neu hergerichtet, ein gewisser großstädtischer Zug kam in das Ganze. Man brauchte jetzt kein Geheimnis mehr daraus zu machen, wenn man hinging, um seine Tagesblätter und Zeitschriften zu lesen oder Bekannte zu treffen. Am Vormittag war es förmlich wie eine Art Börse.

Nach und nach wurden auch die festen Kartenpartien der Woche in den Klub verlegt, ja, seitdem die Restauration durch Umsiedelung

eines neuen Chefs besser geworden war, auch Herrengesellschaften, kleine geschäftliche Soupers für Handlungsreisende und andere fahrende Leute.

Und Kasper Bugge spielte von seiner Junggejellenzeit her vorzüglich Billard, L'hombre, Domino und Schach.

Drimmen im Lesezimmer war wieder Leben und Zug in die Unterhaltung gekommen, und ein ganz neues Niveau — in- und ausländische Politik, Handelsfragen und Literatur, mit alledem, was Kasper an Kenntnissen, Interessen und neuen Gesichtspunkten in diesen Kreise hineingebracht hatte.

Ordentlich mit Leidenschaft nahm er teil an dieser Dinge an und verfolgte die Durchführung seiner Pläne und Reformen.

Als es verlautete, daß die „Nihilisten“ nörgelten und mit den vielen Veränderungen unzufrieden waren, schickte er Dagny eines Nachmittags Bescheid, daß er in der Stadt bleiben und meldete sich zum Abendessen im Klub.

Die Nihilisten waren die vier oder fünf Herren, die ihre festen Mahlzeiten im Klub nahmen — mit Rechtsanwalt Rambel und Balleinehmer Pettersen an der Spitze.

An diesem Abend schloß er große Freundschaft mit Rambel, dem Balleinehmer und der ganzen Gesellschaft.

Von nun an kam es öfters vor, daß er ein Boten zu Dagny hinaus schickte.

„Rambel ein Schandman? Jawohl, aber der Mann hat einen Kopf! Ein Gentle, der Schiffbruch gelitten hat, sehen Sie.“ erklärte Kasper Bugge, wenn er hier und da verwundete Fragen zu hören bekam, wie er denn mit den Nihilisten umgehen könne.

„Der Vursch ist auf die verkehrte Seite der Welt gekommen. Aber es ist ganz interessant zu hören, wie so jemand die Dinge anschaut, wenn er überhaupt Augen im Kopf hat. — Der Balleinehmer Pettersen ist im täglichen Leben vielleicht ein ganz ordinärer Mensch, aber in mancher Hinsicht ist er die vollendetste Verkörperung von vielem, was für uns hier zu Lande typisch ist — mit seinem trockenen Mutterwitz. Und jedenfalls sind die beiden die amüsantesten von uns allen.“

Abend für Abend saß er jetzt mit den Nihilisten zusammen, der Balleinehmer und Rambel wurden seine feste L'hombrepartie. Sie hatten ihren Stammpfad in der Sofaecke, manchmal von einem zahlreichen Publikum umringt.

Da gab es scharfe Wortgefechte, Witze und rücksichtslose Anspielungen flogen nur so hin und her.

Rambel machte mit seinen Flüchen Gott zum Teufel und den Teufel zu Gott. Der Balleinehmer erzählte gepfefferte Geschichten aus alten und neuen Zeiten, von Meer und Land und vom Zollamt. Und wenn Kasper Bugge Dampf bekam, so erzählte er von China und dem Kriege in Siam. Aber am liebsten setzten seine Ideen darüber auseinander, was mit den verschiedenen Geschäften in der Stadt geschehen sollte — und was er alles hätte tun wollen, wenn der Alte nicht so ängstlich wäre. So ließ er ein schimmerndes Luftschloß nach dem anderen emporsteigen, während die anderen um ihn her stillschwiegen und Rechtsanwalt Rambel in Begeisterung von Zeit zu Zeit noch mehr aufzufeuern suchte durch sein halbbrunnenknarrendes:

„Genial, einfach genial, meine Herren! oder „Prost, Du großer Chinese!“

Bis einer nach dem anderen auf die Beine sah und heimging, und die drei allein zurückblieben — genialer und immer genialer.

Während das so den ganzen Winter fortging, merkte Kasper Bugge wohl, daß die Stimmung unter den Leuten gegen ihn allmählich umschlug.

(Fortsetzung folgt)



## Berliner Lohnkämpfe aus dem Frühjahr 1848.

Von A. Conrady.

Auf die Berliner Straßenschlacht vom 18. März folgten alsbald energische Versuche des Proletariats, seine elende Lage zu verbessern. Daß die Berliner Arbeiter den Absolutismus und das Junkertum zu Boden geworfen hatten, war dem Bürgertum schon recht; außerordentliches Mißbehagen dagegen verursachten den Besitzenden die selbständigen Ansprüche des Proletariats. Damit trat es schon binnen acht Tagen nach dem Kampf des 18. März hervor. Au den Staat richteten die Arbeiter ihre besonderen Forderungen am Sonntag, den 26. März, in einer gewaltigen Massenversammlung auf dem Exercierplatz vor dem Schönhauser Thor, wo das Glend der Massen zu erschütterndem Ausdruck gelangte. Insbesondere waren aber auch schon die Arbeiter der einzelnen Berufe zusammengetreten, um gemeinsam für bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen einzutreten, so schon am 23. März die Maschinenarbeiter, am 25. die Gold- und Silberarbeiter, sowie auch die Buchdrucker und Schriftgießer. Die damit einsetzende Lohnbewegung der Berliner Buchdrucker gehört zu den bemerkenswertesten Lohnbewegungen des Jahres 1848. In der Versammlung vom 25. erschollen laute Klagen über die traurige Lage der Buchdrucker: sie verdienten bei 12–14, manchmal 16stündiger Arbeitszeit nur 3–3½ Taler die Woche. Die Versammlung wählte ein Komitee, das sich mit den Prinzipalen in Verbindung setzen sollte, um eine Verbesserung der Arbeitsverhältnisse in die Wege zu leiten. Es begannen denn auch Unterhandlungen; indessen die Buchdruckereibesitzer behaupteten zwar in einer Versammlung am 9. April, sie hätten den guten Willen, „wenn möglich, eine auf gegenseitige Billigkeit begründete freundliche Einigung mit den Gehülften über die von denselben zu stellenden Ansprüche zu bewirken“. Das waren aber bloß schöne Worte; tatsächlich ging der Monat April dem Ende entgegen, ohne daß für die Buchdrucker aus den fortgesetzten Unterhandlungen etwas Ersprießliches herausgekommen wäre. Mittlerweile waren in den meisten anderen Gewerken die Arbeiter zu einer „freundlichen“ Einigung mit den Unternehmern gelangt. Die Abmachungen drehten sich gewöhnlich um einen Minimallohn (3–4½ Taler die Woche), Reduzierung der Arbeitszeit auf zehn Stunden, Bezahlung von Ueberstunden usw. Die mehr oder weniger große Nachgiebigkeit der Unternehmer wird wohl stark durch die frische Erinnerung an die proletarische Kraftentfaltung vom 18. März beeinflusst worden sein. Durchweg aber mußten die Arbeiter noch zu Pressionsmitteln greifen, um die Unternehmer zu nennenswerten Zugeständnissen zu bewegen. Kurze Streiks mit Demonstrationsumzügen durch die Straßen, waren in den ersten Wochen des Monats April an der Tagesordnung und erregten das größte Mißvergnügen der Besitzenden. Man ersieht dies aufs deutlichste aus mehreren amtlichen Bekanntmachungen der zweiten Hälfte des Monats. Der Polizeipräsident ließ sich am 20. April folgendermaßen vernehmen: „Es ist neuerdings mehrfach vorgekommen, daß Gesellen und Arbeiter plötzlich die Arbeiten eingestellt, ihre Gewerbsgenossen in Fabriken, Werkstätten oder auf Bauplätzen beschäftigt, gezwungen haben, zu feiern und in Zügen, mit Fahnen und Musik, zu Versammlungen auf Plätzen oder vor den Thoren sich zu vereinigen, um sich über die Erhöhung des Lohnes oder Verminderung der Arbeitszeit und sonstige Bedingungen, unter denen die Arbeit nur fortgesetzt werden dürfe, zu besprechen.“ Das Schriftstück führt dann weiter Klage darüber,

daß Fälle vorgekommen seien, in denen man Arbeiter durch Drohung und Mißhandlung zur Teilnahme an solchen Schritten genötigt habe. Das könne nicht geduldet werden. Es bleibe den Arbeitern unbenommen, die Arbeit aufzugeben, soweit sie nicht durch Kontrakt oder bestehende Bestimmungen an eine Kündigungsfrist gebunden seien. Auch sollten die Arbeiter nicht gehindert werden, sich innerhalb der gesetzlichen Grenzen über Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu beraten. Es dürfe aber niemand zur Teilnahme an Arbeitseinstellungen und Beratungen gezwungen werden. Dagegen solle gerichtlich vorgegangen, über nicht Ortsangehörige außerdem Ausweisung aus Berlin verhängt werden. Ferner erklärt der Polizeipräsident öffentliche Aufzüge ohne vorhergegangene Erlaubnis für unstatthaft und schließt mit einem Satz, aus dem hervorgeht, daß es mit dem zuvor besagten „Terrorismus“ nicht gar so schlimm gewesen sein kann: „Da im allgemeinen die bisherige Haltung der hiesigen Gesellen und Arbeiter mit Recht eine öffentliche Anerkennung verdient, so muß vorausgesetzt werden, daß es nur dieser Andeutung bedarf, um auch für die Folge in dieser Beziehung nur Lobenswertes zu bemerken.“ Am Anschluß an diese Bekanntmachung ließ sich drei Tage später auch der Berliner Magistrat vernehmen, und zwar in der denkbar arbeiterfeindlichsten Weise; wollte er doch den Arbeitern auf Grund vormärzlicher Bestimmungen das Streiken einfach bei Strafe verbieten: „In den letzten Tagen,“ so heißt es in dem Aktenstück, „haben Gehülften, Gesellen und Arbeiter vielfach ihren Berrichtungen sich entzogen, um den öffentlichen Versammlungen beizunehmen, man hat sogar den fleißigen Arbeiter in seiner Beschäftigung zu stören versucht. Nachdem das königliche Polizeipräsidium bereits die öffentlichen Aufzüge untersagt, müssen auch wir die Gehülften, Gesellen und Arbeiter darauf aufmerksam machen, daß die Gesetze das eigenmächtige Verlassen der Arbeit nachdrücklich abtuden, daß diese gesetzlichen Bestimmungen ihre volle Gültigkeit haben, und daß deren kräftige Handhabung zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung unerläßlich ist.“ An diesen Aktus kehrten sich nun diejenigen Arbeiterkategorien, die noch zu keiner Einigung mit den Arbeitgebern gelangt waren, nicht im mindesten. U. a. legten in diesen Tagen die Töpfergesellen die Arbeit nieder, und ihnen folgten die Buchdrucker, denen schließlich auch der Geduldsfaden riß. Daß sie in den Streik eingetreten seien, kündigten sie am 28. April durch Manerandschläge folgenden Inhalts an: „Mitbürger! Die sämtlichen Buchdruckergehülften Berlins sehen sich in die traurige Notwendigkeit versetzt, die Anzeige machen zu müssen, daß ihre gerechten und billigen Forderungen von ihren Arbeitgebern, mit wenigen Ausnahmen nur, nach vierwöchentlichen Unterhandlungen nicht berücksichtigt worden sind, und daß sie deshalb die Arbeit eingestellt haben. Das Komitee der Berliner Buchdruckergehülften.“ Der Hauptleiter des Streiks war ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten und sozialistischen Anschauungen, nämlich Stephan Born. Der Name dieses Buchdruckers hatte schon damals unter den Berliner Arbeitern einen guten Klang: am 19. April war Born zum Vorsitzenden des Zentralkomitees für Arbeiter gewählt worden, das den Mittelpunkt einer über ganz Deutschland sich erstreckenden Arbeiterorganisation bilden sollte. Hernach ist Born bekanntlich Hauptbegründer und Führer der „Arbeiterverbrüderung“ gewesen, bis er 1849 wegen Beteiligung am Dresdener Maiaufstand in die Schweiz flüchten mußte. Unter Borns Vorsitz tagte Ende April 1848 in den Zellen eine permanente Versammlung der streikenden Buchdrucker. Am zweiten Tage nach der Arbeitseinstellung unternahm der Polizeipräsident einen Einschüchterungsversuch, indem er bekannt gab, daß, da nach den geltenden Bestimmungen alle fremden Gewerbe-

gehülften, sobald sie drei Tage ohne Beschäftigung gewesen, aus der Stadt entfernt werden sollten, hiernach gegen sämtliche nicht in Berlin heimischen Buchdrucker ungesäumt verfahren werden würde, die nicht bis zum 2. Mai die Arbeit wieder aufgenommen hätten. Durch diese Drohung ließ sich aber niemand bange machen. Der Streik wurde vielmehr beendet, weil den Buchdruckern nun endlich Zugeständnisse gemacht oder wenigstens in nahe und sichere Aussicht gestellt wurden. Sie hatten den Zeitpunkt gut gewählt; denn man stand mitten in der lebhaftesten Wahlbewegung: am 4. Mai sollten die Wahlmänner, am 8. und 10. die Abgeordneten für die preussische resp. deutsche Nationalversammlung gewählt werden. Auf die amtliche Zusage, daß die Arbeitsverhältnisse auch der Buchdrucker am 1. Juni definitiv geregelt sein sollten, beschloßen die Streikenden, die Arbeit aufzunehmen. Sie bequügten sich mit diesem Versprechen aus Rücksicht auf die politische Situation: „In einer Zeit,“ sagte ihr Komitee, „wo die geistige Nahrung ein so notwendiges Bedürfnis wie das Brot geworden, wollen wir unsere materiellen Interessen nicht über die allgemeinen stellen. Wir haben deshalb einem jeden von uns überlassen, in die Druckerei zurückzukehren.“ Die Mehrzahl der Buchdrucker legte aber die Arbeit alsbald von neuem nieder. Es wurde ihnen nämlich von den Prinzipalen ein Mevers zur Unterschrift vorgelegt, des Inhalts, daß sie ruhig über den gethanen Schritt in die Druckerei zurückkehrten, eingestanden, die Arbeit in der Aufregung und von Aufwiegeln verführt eingestellt zu haben, und versprächen, sich nie mehr zu dergleichen hinreißen zu lassen. Einige Buchdruckereibesitzer erklärten, daß diejenigen, die den Mevers nicht unterschrieben, in Berlin keine Arbeit mehr bekommen würden. Die Buchdrucker weigerten sich natürlich mit Entrüstung, dem unverschämten Ansinnen zu entsprechen, und verließen die Offizinen wieder. Die ausländigeren Prinzipale hatten übrigens den Wisch nicht vorgelegt und blieben auch von der neuen Arbeitseinstellung verschont. Dergleichen wurde wegen der Wahlen in den Zeitungsdruckereien gearbeitet. Die Streikenden versammelten sich am 2. Mai des Mittags, in den Zellen. Da erschien nun der Stadtrat Wisch mit der Mitteilung, daß der Mevers zurückgezogen sei, und ersuchte die Gehülften, die Arbeit wieder aufzunehmen: bis zum 1. Juni solle ihre Angelegenheit zu ihrer Zufriedenheit geregelt sein. Der Monat Juni brachte den Buchdruckern dann auch den Tarif. Sie fanden sich aber im Monat August noch einmal veranlaßt, die Arbeit niederzulegen, weil sie Grund zu der Annahme hatten, daß die Prinzipale den Vertrag brechen wollten. Die Presse, auch die demokratische, war den streikenden Buchdruckern nicht hold, sondern schimpfte weidlich über Arbeiterdespotie und Aufwiegelei. Die beiden Streiks hatten noch ein gerichtliches Nachspiel. Im Februar 1849 erschienen die Mitglieder der Komitees der Berliner Buchdrucker vor dem Kriminalgericht unter der Anklage, sie hätten eigenmächtigerweise die Arbeit eingestellt, um dadurch die Prinzipale zu höheren Löhnen usw. zu bestimmen. Die Angeklagten wurden tatsächlich wegen strafbarer Arbeitseinstellung zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt, auf Grund eines schönen Paragraphen der damaligen Gewerbeordnung, wonach Verabredungen, die Arbeit einzustellen, mit Gefängnis bis zu einem Jahre geahndet wurden. Das „Exempel“, das an den Führern der Berliner Buchdrucker statuiert wurde, hat aber nicht verhindert, daß auch in dieser Zeit noch Streiks ausbrachen. So legten im April 1849 die Steinseker die Arbeit nieder; aber es war ein Abwehrstreik: die Arbeitgeber hatten sich über die Abmachungen aus der Zeit des Völkerfrühlings hinweggesetzt, nun sie sich wieder unter dem Schutz der Bajonette wußten. --



Aber sie machte sich dort ein paar Beete zurecht mit Zedern, den sie sich selbst am Rabensfelsen geholt hatte. Du weißt, er wächst dort wild, ganz allein und zeitig im Frühjahr. Und dann hatte sie Schneeglöckchen darin, weiß ich noch, die mitten aus dem Eis hervorleuchteten. Aber am deutlichsten erinnere ich mich noch der Pfingstlilien mit ihren weißen Sternen, die auf langen Stengeln zitterten. Wenn ich jetzt Pfingstlilien sehe, muß ich immer daran denken, wie Mutter mich in meiner Kindheit mit in ihren Garten hinaufnahm, an einem warmen, feuchten Frühlingstag. Und dann durfte ich ihr hier und da helfen. — Meine Kinderphantasie konnte es nicht begreifen, daß es draußen noch so kalt und unfreundlich war, daß in den Schatteneinseln am Berg noch schmutziger, ungeschmolzener Schnee lag, während die Pfingstlilien schon aufgeblüht waren und so süß und stark dufteten. Es kam mir in meiner Kinderseele so unmöglich vor, daß alles das wirklich grün werden sollte — voller, duftender Sommer mit Schulferien, heißen Tagen und blauem Himmel. Ich sah, wie Mutter mit der schwarzen Erde herumwirtschaftete, sie grub und hackte, sie lag auf den Knien, machte mit ihren Fingern Löcher in die Beete und streute aus einer kleinen Papierdüse Samen hinein. Vorsichtig deckte sie dann alles wieder zu, strich mit der flachen Hand über die Erde und erklärte mir, das hier sei Meseda, hier Leulojen, hier eine Reihe gelbe Rüben und dort Salat und Stresse. Und ich hatte so ein Gefühl, daß der Sommer, wenn er nun wirklich kam, Mutters Werk sei.

Dort droben in ihrem Garten tante sie förmlich auf und sagte manches stille, friedliche Wort, während sie alles in Ordnung brachte. Ja, dieser Garten war wie ein Ort für sich, wo ich meine Mutter wirklich hatte. Und ich hatte sie dann so lieb, ebenso wie ich mir dachte, daß die Blumen, die Erde und der Esen sie lieb haben mußten.

Er hielt einen Augenblick inne, sekte seine Zigarre, die ausgegangen war, wieder in Brand und fuhr dann fort:

„Wie sie da Jahr für Jahr hinaufging und für ihre Blumen kämpfte mit verspätetem Frühling und vorzeitigem Herbst! — Siehst Du, dort war es, wo sie ihre Liebe ungestört und ungestört ausgeben konnte, all die Liebe, die sie in ihrem Leben hatte zurückdrängen müssen. Mit mir wurde es ihr wohl schwerer. Die Blumen in ihrem Garten gingen auf und wuchsen unter ihren Händen empor. Sie beunruhigten sie nicht, ärgerten sie nicht, sie brauchte keine Angst um sie zu haben, wie — wie um mich. Ich kam vielleicht etwas zu kurz dabei. Aber jetzt verstehe ich sie. Ich atmete ihre Liebe gewissermaßen mit der Luft ein. Ich zweifelte niemals an ihr. Und dann waren da ja so viele Dinge, die ihr die Zunge banden und es ihr unmöglich machten sich erkennen zu geben. Und wenn ich jetzt sehe, wie Mutter die Kleine so überströmend liebt, da kenne ich sie wieder. Sie hat da einen Ausweg gefunden für all die Wärme, die sie in ihrem Herzen birgt, einen friedlichen, ungehinderten Ausweg. Denn die schwere Verantwortung für des Kindes Leben ruht ja nicht auf ihr, sondern auf uns. All die Liebe, die sie in sich trägt, die stille, tiefe Liebe, die niemals sterben kann, dieses sonderbare, geniale Element im Menschen, über das wir so viel sprechen und dichten, das wir loben und preisen. Und das wir doch bis zuguterletzt nie ganz erforschen und begreifen können. — Und gerade das sollte über dem Kinde sein, das dort drüben liegt und schläft.“

Wieder hielt er inne. Dagny sah und betrachtete sein Profil. Ein harter, beinahe höhnischer Ausdruck lag auf ihrem Gesicht.

Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und blickte zur Decke empor.

„Ja, ja,“ sagte er, „ich habe es immer für Unsinn gehalten, wenn man behauptet, daß die

Kindheit eine glückselige Zeit ist. Es ist vielleicht die allerschwerste Zeit im Leben. Ein Kind hat ebensoviele und vielleicht noch schwerere Sorgen wie wir großen Leute und es ist alles so viel hoffnungsloser, weil es noch nicht die tröstliche Uebersicht über das Leben hat. In dem Bewußtsein eines Kindes ist noch gar keine Perspektive. Ein Kind kann wirklich verzweifelt sein, was wir erst ganz allmählich werden. Und doch kann man sich manchmal danach sehnen, mit solchen Kindheits Erinnerungen kann solch eine wehmütige Sehnsucht über einen kommen — nach irgend etwas ursprünglichem — so als ob man das Ohr an die Erde legen müßte, um ihr innerstes Leben zu belauschen. Mutterliebe — ja, danach kann man sich so sehnen.“

Dann schwiegen sie beide. In Dagnys Seele flog eine tiefe, bittere Verwunderung über ihn auf. Da saß er und warf ihr Mangel an Liebe vor. Diesem sonderbaren Hochmut, den sie früher schon manchmal an ihm bemerkt hatte, stand sie völlig verständnislos gegenüber. Und noch dazu jetzt, wo er in Verzweiflung seine Schuld eingestanden, wo er um Vergebung angefleht — und sie auch erhalten hatte.

Das verbitterte sie tiefer als alles andere, ja so sehr, daß sie ihn hätte hassen können.

Es fiel ihr auf, daß Kasper anging in den Klub zu gehen.

Er hatte — mitsamt seiner schönen Frau — sich von jeder näheren Verührung mit seinen alten Kameraden oder den anderen Leuten in der Stadt ferngehalten. Man sah sich nur hier und da in größerer Gesellschaft — sie selbst pflegten zwei- oder dreimal im Jahr eine zu geben, weil es nicht gut anders ging. Die Frauen nahmen diese abweisende Bornehmheit manchmal übel, aber Kasper Bugges natürliche, humorvolle Art, freundschaftlich mit den Männern zu verkehren, wenn er sie auf der Straße traf oder geschäftlich mit ihnen zu tun hatte, machte vieles wieder gut.

Man konnte auch wirklich nicht anders, wie diesem einzig dastehenden Haushalt mit einem gewissen Respekt zu begegnen — dem „Turteltaubenschlag“, wie Rechtsanwalt Rambel das Haus draußen im Felsdal schon vor langer Zeit gekauft hatte.

Kasper Bugge kam an einem Spätherbstaumittag zufällig in das Klublokal, um vor dem Hundewetter draußen Schutz zu suchen.

Und es war so gemütlich und warm und alle waren so zuvorkommend. Den nächsten Tag kam er wieder und meldete sich bald darauf als Mitglied.

Es dauerte nicht lange, so warf er sich mit all seiner Energie darauf, alle möglichen Mängel zu entdecken, die durchaus abgestellt werden mußten.

Es waren zu wenig ausländische Zeitungen da — Schlandrian in mehr wie einer Beziehung — kein Telephon — das Billard nicht in Ordnung, die Restauration erbärmlich usw.

Aber jetzt kam mit einem Male Leben und Bewegung hinein — Generalversammlungen, Beratungen, jeden Augenblick wurde Revision gehalten — und Kasper Bugge war die Seele des Ganzen.

Der Klub, der früher in mancher Beziehung für etwas zweifelhaft gegolten hatte, kam jetzt wieder in Ansehen. Neue Mitglieder meldeten sich, das Lokal wurde neu hergerichtet, ein gewisser großstädtischer Zug kam in das Ganze. Man brauchte jetzt kein Geheimnis mehr daraus zu machen, wenn man hinging, um seine Tagesblätter und Zeitschriften zu lesen oder Bekannte zu treffen. Am Vormittag war es förmlich wie eine Art Börse.

Nach und nach wurden auch die festen Kartenpartien der Woche in den Klub verlegt, ja, seitdem die Restauration durch Umsiedlung

eines neuen Chefs besser geworden war, auch Herrengesellschaften, kleine geschäftliche Soupers für Handlungsreisende und andere fahrende Leute.

Und Kasper Bugge spielte von seiner Junggezeitenzeit her vorzüglich Billard, L'hombre Domino und Schach.

Drinnen im Lesezimmer war wieder Leben und Zug in die Unterhaltung gekommen, und ein ganz neues Niveau — in- und ausländische Politik, Handelsfragen und Literatur, mit allem, was Kasper an Kenntnissen, Interessen und neuen Gesichtspunkten in diesen Kreise hineingebracht hatte.

Erdentlich mit Leidenschaft nahm er teil an all dieser Dinge an und verfolgte die Durchführung seiner Pläne und Reformen.

Als es verlautete, daß die „Nihilisten“ nörgelten und mit den vielen Veränderungen unzufrieden waren, schickte er Dagny ein Nachmittags Bescheid, daß er in der Stadt bliebe und meldete sich zum Abendessen im Klub.

Die Nihilisten waren die vier oder fünf Herren, die ihre festen Mahlzeiten im Klub nahmen — mit Rechtsanwalt Rambel und Zolleinnehmer Pettersen an der Spitze.

Au diesem Abend schloß er große Freundschaft mit Rambel, dem Zolleinnehmer und der ganzen Gesellschaft.

Von nun an kam es öfters vor, daß er ein Voten zu Dagny hinaus schickte.

„Rambel ein Schandman! Jawohl, aber der Mann hat einen Stopf! Ein Genie, das Schiffbruch gelitten hat, sehen Sie.“ erklärte Kasper Bugge, wenn er hier und da verwunderte Fragen zu hören bekam, wie er denn mit den Nihilisten umgehen könne.

„Der Purisch ist auf die verkehrte Seite der Welt gekommen. Aber es ist ganz interessant zu hören, wie so jemand die Dinge anschaut, wenn er überhaupt Augen im Kopf hat. — Der Zolleinnehmer Pettersen ist im täglichen Leben vielleicht ein ganz ordinärer Mensch, aber in mancher Hinsicht ist er die vollendetste Verkörperung von vielem, was für uns hier zu Lande typisch ist — mit seinem trockenen Mutterwitz. Und jedenfalls sind die beiden die amüsantesten von uns allen.“

Abend für Abend saß er jetzt mit den Nihilisten zusammen, der Zolleinnehmer und Rambel wurden seine feste L'hombrepartie. Sie hatten ihren Stammtisch in der Sofaecke — manchmal von einem zahlreichen Publikum umringt.

Da gab es scharfe Wortgefechte, Wibe und rücksichtslose Anspielungen flogen nur so hin und her.

Rambel machte mit seinen Nischen Gott zum Teufel und den Teufel zu Gott. Der Zolleinnehmer erzählte gepfefferte Geschichten aus alten und neuen Zeiten, von Meer und Land und vom Zollamt. Und wenn Kasper Bugge Dampf bekam, so erzählte er von China und dem Kriege in Siam. Aber am liebsten fechteten seine Ideen darüber auseinander, was mit den verschiedenen Geschäften in der Stadt geschehen sollte — und was er alles hätte tun wollen, wenn der Alte nicht so ängstlich wäre. So lebte er ein schimmerndes Luftschloß nach dem anderen emporsteigen, während die anderen um ihn herum stillschwiegen und Rechtsanwalt Rambel seine Begeisterung von Zeit zu Zeit noch mehr anzufeuern suchte durch sein halbtrunkenes Knarrendes:

„Genial, einfach genial, meine Herren! oder „Prost, Du großer Chineje!“

Bis einer nach dem anderen auf die Erde sah und heimging, und die drei allein zurück blieben — genialer und immer genialer.

Während das so den ganzen Winter fortging, merkte Kasper Bugge wohl, daß die Stimmung unter den Leuten gegen ihn allmählich umschlug.



## Berliner Lohnkämpfe aus dem Frühjahr 1848.

Von H. Conrady.

Auf die Berliner Straßenschlacht vom 18. März folgten alsbald energische Versuche des Proletariats, seine elende Lage zu verbessern. Daß die Berliner Arbeiter den Absolutismus und das Aukertum zu Boden geworfen hatten, war dem Bürgertum schon recht; außerordentliches Mißbehagen dagegen verursachten den Besitzenden die selbständigen Ansprüche des Proletariats. Damit trat es schon binnen acht Tagen nach dem Kampf des 18. März hervor. An den Staat richteten die Arbeiter ihre besonderen Forderungen am Sonntag, den 26. März, in einer gewaltigen Massenversammlung auf dem Exercierplatz vor dem Schönhauser Thor, wo das Elend der Massen zu erschütterndem Ausdruck gelangte. Insbesondere waren aber auch schon die Arbeiter der einzelnen Berufe zusammengetreten, um gemeinsam für bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen einzutreten, so schon am 23. März die Maschinenarbeiter, am 25. die Gold- und Silberarbeiter, sowie auch die Buchdrucker und Schriftgießer. Die damit einsetzende Lohnbewegung der Berliner Buchdrucker gehört zu den bemerkenswertesten Lohnbewegungen des Jahres 1848. In der Versammlung vom 25. erschollen laute Klagen über die traurige Lage der Buchdrucker: sie verdienten bei 12-14, manchmal 16stündiger Arbeitszeit nur 3-3½ Taler die Woche. Die Versammlung wählte ein Komitee, das sich mit den Prinzipalen in Verbindung setzen sollte, um eine Verbesserung der Arbeitsverhältnisse in die Wege zu leiten. Es begannen denn auch Unterhandlungen; indessen die Buchdruckereibesitzer behaupteten zwar in einer Versammlung am 9. April, sie hätten den guten Willen, „wenn möglich, eine auf gegenseitige Willigkeit begründete freundliche Einigung mit den Gehilfen über die von denselben zu stellenden Ansprüche zu bewirken“. Das waren aber bloß schöne Worte; tatsächlich ging der Monat April dem Ende entgegen, ohne daß für die Buchdrucker aus den fortgesetzten Unterhandlungen etwas Ersprießliches herausgekommen wäre. Mittlerweile waren in den meisten anderen Gewerken die Arbeiter zu einer „freundlichen“ Einigung mit den Unternehmern gelangt. Die Abmachungen drehten sich gewöhnlich um einen Minimallohn (3-4½ Taler die Woche), Reduzierung der Arbeitszeit auf zehn Stunden, Bezahlung von Ueberstunden usw. Die mehr oder weniger große Nachgiebigkeit der Unternehmer wird wohl stark durch die frische Erinnerung an die proletarische Kraftentfaltung vom 18. März beeinflusst worden sein. Durchweg aber mußten die Arbeiter noch zu PreSSIONsmitteln greifen, um die Unternehmer zu nennenswerten Zugeständnissen zu bewegen. Kurze Streiks mit Demonstrationsumzügen durch die Straßen, waren in den ersten Wochen des Monats April an der Tagesordnung und erregten das größte Mißvergnügen der Besitzenden. Man ersieht dies aufs deutlichste aus mehreren amtlichen Bekanntmachungen der zweiten Hälfte des Monats. Der Polizeipräsident ließ sich am 20. April folgendermaßen vernehmen: „Es ist neuerdings mehrfach vorgekommen, daß Gesellen und Arbeiter plötzlich die Arbeiten eingestellt, ihre Gewerksgenossen in Fabriken, Werkstätten oder auf Bauplätzen beschäftigt, gezwungen haben, zu feiern und in Zügen, mit Fahnen und Musik, zu Versammlungen auf Plätzen oder vor den Toren sich zu vereinigen, um sich über die Erhöhung des Lohnes oder Verminderung der Arbeitszeit und sonstige Bedingungen, unter denen die Arbeit nur fortgesetzt werden dürfe, zu besprechen. . .“ Das Schriftstück führt dann weiter Klage darüber,

daß Fälle vorgekommen seien, in denen man Arbeiter durch Bedrohung und Mißhandlung zur Teilnahme an solchen Schritten genötigt habe. Das könne nicht geduldet werden. Es bleibe den Arbeitern unbenommen, die Arbeit aufzugeben, soweit sie nicht durch Kontrakt oder bestehende Bestimmungen an eine Kündigungsfrist gebunden seien. Auch sollten die Arbeiter nicht gehindert werden, sich innerhalb der gesetzlichen Grenzen über Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu beraten. Es dürfe aber niemand zur Teilnahme an Arbeitseinstellungen und Beratungen gezwungen werden. Dagegen solle gerichtlich vorgegangen, über nicht Ortsangehörige außerdem Ausweisung aus Berlin verhängt werden. Ferner erklärt der Polizeipräsident öffentliche Aufzüge ohne vorhergegangene Erlaubnis für unstatthaft und schließlich mit einem Satz, aus dem hervorgeht, daß es mit dem zuvor beklagten „Terrorismus“ nicht gar so schlimm gewesen sein kann: „Da im allgemeinen die bisherige Haltung der hiesigen Gesellen und Arbeiter mit Recht eine öffentliche Anerkennung verdient, so muß vorausgesetzt werden, daß es nur dieser Andeutung bedarf, um auch für die Folge in dieser Beziehung nur Lobenswertes zu bemerken.“ Im Anschluß an diese Bekanntmachung ließ sich drei Tage später auch der Berliner Magistrat vernehmen, und zwar in der denkbar arbeitserfeindlichsten Weise; wollte er doch den Arbeitern auf Grund vormärzlicher Bestimmungen das Streiken einfach bei Strafe verbieten: „In den letzten Tagen,“ so heißt es in dem Allenstück, „haben Gehilfen, Gesellen und Arbeiter vielfach ihren Verrichtungen sich entzogen, um den öffentlichen Versammlungen beizuwohnen, man hat sogar den fleißigen Arbeiter in seiner Beschäftigung zu stören versucht. Nachdem das königliche Polizeipräsidium bereits die öffentlichen Aufzüge untersagt, müssen auch wir die Gehilfen, Gesellen und Arbeiter darauf aufmerksam machen, daß die Gesetze das eigenmächtige Verlassen der Arbeit nachdrücklichst abtuden, daß diese gesetzlichen Bestimmungen ihre volle Gültigkeit haben, und daß deren kräftige Handhabung zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung unerläßlich ist. . .“ An diesen Akt schritten sich nun diejenigen Arbeiterkategorien, die noch zu keiner Einigung mit den Arbeitgebern gelangt waren, nicht im mindesten. U. a. legten in diesen Tagen die Töpfergesellen die Arbeit nieder, und ihnen folgten die Buchdrucker, denen schließlich auch der Geduldsfaden riß. Daß sie in den Streik eingetreten seien, kündigten sie am 28. April durch Maueranschläge folgenden Inhalts an: „Mitbürger! Die sämtlichen Buchdruckergehilfen Berlins sehen sich in die traurige Notwendigkeit versetzt, die Anzeige machen zu müssen, daß ihre gerechten und billigen Forderungen von ihren Arbeitgebern, mit wenigen Ausnahmen nur, nach vierwöchentlichen Unterhandlungen nicht berücksichtigt worden sind, und daß sie deshalb die Arbeit eingestellt haben. Das Komitee der Berliner Buchdruckergehilfen.“ Der Hauptleiter des Streiks war ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten und sozialistischen Anschauungen, nämlich Stephan Born. Der Name dieses Buchdruckers hatte schon damals unter den Berliner Arbeitern einen guten Klang: am 19. April war Born zum Vorsitzenden des Zentralkomitees für Arbeiter gewählt worden, das den Mittelpunkt einer über ganz Deutschland sich erstreckenden Arbeiterorganisation bilden sollte. Hernach ist Born bekanntlich Hauptbegründer und Führer der „Arbeiterverbrüderung“ gewesen, bis er 1849 wegen Beteiligung am Dresdener Maiaufstand in die Schweiz flüchten mußte. Unter Borns Vorsitz tagte Ende April 1848 in den Zelten eine permanente Versammlung der streikenden Buchdrucker. Am zweiten Tage nach der Arbeitseinstellung unternahm der Polizeipräsident einen Einschüchterungsversuch, indem er bekannt gab, daß, da nach den geltenden Bestimmungen alle fremden Gewerbe-

gehilfen, sobald sie drei Tage ohne Beschäftigung gewesen, aus der Stadt entfernt werden sollten, hiernach gegen sämtliche nicht in Berlin heimischen Buchdrucker eingeschickt verfahren werden würde, die nicht bis zum 2. Mai die Arbeit wieder aufgenommen hätten. Durch diese Drohung ließ sich aber niemand bange machen. Der Streik wurde vielmehr beendet, weil den Buchdruckern nun endlich Eingeständnisse gemacht oder wenigstens in nahe und sichere Aussicht gestellt wurden. Sie hatten den Zeitpunkt gut gewählt; denn man stand mitten in der lebhaftesten Wahlbewegung: am 4. Mai sollten die Wahlmänner, am 8. und 10. die Abgeordneten für die preussische resp. deutsche Nationalversammlung gewählt werden. Auf die amtliche Zusage, daß die Arbeitsverhältnisse auch der Buchdrucker am 1. Juni definitiv geregelt sein sollten, beschloßen die Streikenden, die Arbeit aufzunehmen. Sie begnügten sich mit diesem Versprechen aus Rücksicht auf die politische Situation: „In einer Zeit,“ sagte ihr Komitee, „wo die geistige Nahrung ein so notwendiges Bedürfnis wie das Brot geworden, wollen wir unsere materiellen Interessen nicht über die allgemeinen stellen. Wir haben deshalb einem jeden von uns überlassen, in die Tunde zurückzukehren.“ Die Mehrzahl der Buchdrucker legte aber die Arbeit alsbald von neuem nieder. Es wurde ihnen nämlich von den Prinzipalen ein Mevers zur Unterschrift vorgelegt, des Inhalts, daß sie ruhig über den gelassenen Schritt in die Tunde zurückkehrten, eingestanden, die Arbeit in der Aufregung und von Aufwieglern verführt eingestellt zu haben, und versprächen, sich nie mehr zu dergleichen hinreißen zu lassen. Einige Buchdruckereibesitzer erklärten, daß diejenigen, die den Mevers nicht unterschrieben, in Berlin keine Arbeit mehr bekommen würden. Die Buchdrucker weigerten sich natürlich mit Entrüstung, dem unverschämten Ansturm zu entsprechen, und verließen die Offizinen wieder. Die anständigeren Prinzipale hatten übrigens den Witz nicht vorgelegt und blieben auch von der neuen Arbeitseinstellung verschont. Dergleichen wurde wegen der Wahlen in den Zeitungsdruckereien gearbeitet. Die Streikenden versammelten sich am 2. Mai des Mittags, in den Zelten. Da erschien nun der Stadtrat Miß mit der Mitteilung, daß der Mevers zurückgezogen sei, und ersuchte die Gehilfen, die Arbeit wieder aufzunehmen: bis zum 1. Juni solle ihre Angelegenheit zu ihrer Zufriedenheit geregelt sein. Der Monat Juni brachte den Buchdruckern dann auch den Tarif. Sie fanden sich aber im Monat August noch einmal veranlaßt, die Arbeit niederzulegen, weil sie Grund zu der Annahme hatten, daß die Prinzipale den Vertrag brechen wollten. Die Presse, auch die demokratische, war den streikenden Buchdruckern nicht hold, sondern schimpfte weidlich über Arbeiterdespotie und Aufwiegelei. Die beiden Streiks hatten noch ein gerichtliches Nachspiel. Im Februar 1849 erschienen die Mitglieder der Komitees der Berliner Buchdrucker vor dem Kriminalgericht unter der Anklage, sie hätten eigenmächtig die Arbeit eingestellt, um dadurch die Prinzipale zu höheren Löhnen usw. zu bestimmen. Die Angeklagten wurden tatsächlich wegen strafbarer Arbeitseinstellung zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt, auf Grund eines schönen Paragraphen der damaligen Gewerbeordnung, wonach Verabredungen, die Arbeit einzustellen, mit Gefängnis bis zu einem Jahre geahndet wurden. Das „Exempel“, das an den Führern der Berliner Buchdrucker statuiert wurde, hat aber nicht verhindert, daß auch in dieser Zeit noch Streikausbrüche. So legten im April 1849 die Steinsetzer die Arbeit nieder; aber es war ein Abwehrstreik: die Arbeitgeber hatten sich über die Abmachungen aus der Zeit des Wölkfrühlings hinweggesetzt, nun sie sich wieder unter dem Schutz der Bajonette wußten. --



## Eine Weberrevolte.

Die Vorgänge, die der Gegenstand unserer Bilder sind, spielten sich im Sommer des Jahres 1844 am Fuße des Guntensberges in Schlesien ab. Es handelt sich um den berühmten Hungeraufstand der Leineweber von Peterswaldau und Langenbielau. Es war nur ein plan- und darum auch erfolgloser, reich unterdrückter Ausbruch der Verzweiflung über ganz unerträgliche Not und Ausbeutung. Das schlesische Weberelend der vierziger Jahre ist vielfach von zeitgenössischen Dichtern erschütternd geschildert worden, so von Heine in seinen „Webern“ und von Freiligrath in seinem „Mißbezahl“. Diese flammenden Anklagen sind in keiner Weise übertrieben. Die Lage der Weber hatte sich so gestaltet, daß ihre Einnahmen vielfach nicht mehr ausreichten, auch nur Kartoffeln dafür zu ersehen, so sehr sie sich auch abrackerten. Das lag zum Teil an Absatzschwierigkeiten. In England hatte sich die mechanische Weberei mächtig entwickelt und machte den Erzeugnissen der schlesischen Handweberei eine überlegene Konkurrenz. Die Situation wurde noch verschlimmert durch die unheimliche Handelspolitik der preussischen Regierung. Aus legitimistischen Absichten vor der „Revolution“ wollte Friedrich Wilhelm IV. seine Handelsverträge mit Spanien, Portugal und den südamerikanischen Republiken abschließen, weil darin eine Anerkennung von Regierungen gesehen wurde, die aus dem gottlosen Umsturz hervorgegangen. Darum waren der schlesischen Textilindustrie diese Gebiete versperrt und die preussische Striecherei vor dem Jaren, als dem Hort der Reaktion, bewirkte, daß man sich die russische Sperre gegen deutsche Industrieprodukte ruhig gefallen ließ. Aus alledem resultierte für die schlesischen Hausarbeiter einmal ansgedehnte Arbeitslosigkeit. Soweit sie aber von den Kapitalisten beschäftigt wurden, geschah dies nur unter unausgesetzter Tieferdrückung der Löhne. Und die Unternehmer waren nicht damit zufrieden, die schlesischen Erzeugnisse dadurch so weit zu verbilligen, daß sie gegenüber den englischen konkurrenzfähig blieben, sondern sie betrieben die Lohnrückung skrupellos so, daß sich ihre Profite dadurch auf Kosten der ausgehungerten Weber vergrößerten. Die Leinwandpreise wurden auf einmal um 10 bis 20 Proz. herabgesetzt, die Arbeitslöhne aber um 30 Proz. Es kam dahin, daß eine Weberfamilie täglich über 4 Silbergroschen zu verfügen hatte. Auch verstanden es die Kapitalisten noch, Extraprofite aus den Webern herauszuschlagen, indem sie das Drucksystem in seiner ausbeuterischsten Form handhabten. So sammelte sich in der Webergegend allmählich ein riesiger Explosivstoff. In Peterswaldau war es besonders die Firma Zwanziger, die den Webern aufs tiefste verhaßt war. Die Gebrüder Zwanziger zahlten Anno vierundvierzig für achttägige Arbeit 12—12½ Silbergroschen Lohn und wollten dies Hungergeld noch auf 10 Groschen herunterdrücken. Ihr eigener Reichtum wuchs dabei be-

ständig und wurde prächtig zur Schau getragen. Für die Klagen der Arbeiter hatte Zwanziger nur Hohn; er soll unter anderem gesagt haben, die Weber würden noch für einen Quark arbeiten müssen. Gegen die Gebrüder Zwanziger in erster Linie richtete sich das berühmte Lied der Klage und des Hornes, das im Sommer 1844 aus der Mitte der Weber von Peterswaldau hervorging. In dem „Mutterlied von Peterswaldau“ heißt es u. a.:

„Die Herren Zwanziger die Heuler sind,  
Die Diener ihre Schergen,  
Davon ein jeder tapfer schindt,  
Anstatt was zu verbergen.

Ihr Schurken all, Ihr Satanebrut!  
Ihr höllischen Anjone!  
Ihr freßt der Armen Sab' und Gut,  
Und Kluch wurd Euch zum Lohne!“

Dies Lied gab den Anlaß zum Ausbruch der wilden Verzweiflung unter den mitleidenden Webern. Es wurde nämlich wiederholt vor Zwanzigers Haus abgesungen. Einer der Demonstranten wurde dabei ergriffen, ins Haus geschleppt, mißhandelt, der Polizeibehörde übergeben und von dieser gefangen gesetzt. Ueber



Kinkel wird nach dem Zuchthause zu Naugard transportiert.

dieser Provokation riß den erregten Gemütern der Geduldsfaden. Am 4. Juni 1844 rottete sich eine große Menge von Webern zusammen und zog gegen das Zwanzigersche Anwesen. Sie gingen aber nicht sofort zu gewaltsamen Handlungen über, sondern verlangten zunächst höheren Lohn und eine Geldgabe. Erst als diese Forderung höhnisch abgeschlagen wurde, ließen sich die Weber zum äußersten hinreißen. Sie erzwangen den Eingang, durchstürzten die ganze Villa, zerstörten Möbel, Spiegel, Porzellan, vernichteten Bücher, Wechsel und sonstige Papiere, warfen die Warenvorräte aus den Fenstern der Magazinaräume hinaus ins Freie, wo das meiste unbrauchbar gemacht wurde. Zwanziger war mit seiner Sippe ums liebe Leben geflüchtet. Sein Haus niederzubrennen, schlugen einige vor; doch wollte die Masse davon nichts wissen: dann würden die Zwanziger Brandgelder erhalten, und es sei doch die Absicht, sie auch einmal arm zu machen, damit sie an eigenen Leib erfahren, wie weh der Hunger tue. Den anderen Kapitalisten in Peterswaldau geschah nichts. Zwanzigers nächster Nachbar, der Fabrikant Wagenknecht, der sich weniger unmenschlich gezeigt hatte, blieb nicht nur verschont, sondern wurde noch mit einem Hoch bedacht, weil er den Webern ein kleines Geschenk machte. Ein anderer Unternehmer,

der sonst auch als bössartiger Ausbeuter verhaßt war, wandte die Rache dadurch von sich ab, daß er jedem 5 Groschen gab und Brot, Butter und Speck ansteilen ließ. Dagegen war für den folgenden Tag, den 5. Juni, dem benachbarten Weberdorf Langenbielau ein Besuch zugeordnet, um hier mit der verrufensten Firma, den Gebrüder Dierig, abzurednen. Eine Menschenmenge von ungefähr 3000 stöpften wälzte sich am 5. nach dem eine Stunde von Peterswaldau entfernten Ziel. Als die Weber das eine Dierigsche Geschäft angriffen, wurde ihr Sturm von den Fabriknechten und Kommiss nach heftigem Kampf abgeschlagen. Sie wandten sich der Zentrale zu und wurden durch die Dierigschen Weber verläßt. In seiner Angst versprach nun Dierig jedem Weber, der ihn ungeschoren ließe, 5 Groschen. Sie wollten sich auch damit abweisen lassen. Da marschierte eine Abteilung Militär heran, das von Schweidnitz herbeigeholt worden war. Mit der Auszahlung der versprochenen Geschenke beistete man sich nun nicht. Die Weber wurden ungeduldig und drängten sich immer mehr an die Soldaten heran, die um das Haus Posto gefaßt hatten.

Der kommandierende Major ließ jetzt Feuer geben. Drei Salven wurden auf die dicht gedrängte Menge abgegeben: mit tödlicher Wirkung. Elf Tote und zahlreiche Verwundete schwammen in ihrem Blute. Der grausige Anblick der Schreckenszene trieb die Weber nicht in die Flucht, sondern erfüllte sie mit dem Mut der Verzweiflung. Mit Worten, Knütteln und Steinen gingen sie dem Militär zu Leibe und behielten tatsächlich für den Augenblick die Oberhand: die Soldaten mußten das Weite suchen. Herren des Schlachtfeldes, zerstörten die Weber das Haus der Gebrüder Dierig. Dem Sieg folgte schon am folgenden Tage die unvermeidliche Niederlage. Am Vormittag des 6. Juni zogen drei Kompagnien Infanterie, eine Batterie Geschütze und schließlich auch noch Kavallerie in Langenbielau ein. Widerstand wäre Wahnsinn gewesen. Er wurde auch nicht versucht. Die Weber flüchteten teilweise in die Berge und Wälder. Eine wilde Menschenjagd ging los. Von den dingfest gemachten Aufständischen wurden 83 prozessiert und zu schweren Strafen verurteilt — bis zu 10 Jahren Zwangsarbeit und 24 Peitschenhieben. Auf diese Art war nun die soziale Frage des schlesischen Textilreviers glänzend gelöst; wenigstens geschah weiter nichts Erhebliches, um die Not der Weber zu lindern. Sie mußten weiter hungern; gar mancher hat ausgelitten Anno 47, wo der Hungertyphus fürchterlich unter ihnen aufräumte.

Der „Weberaufstand“, dem die beiden Blätter entnommen sind, die in den Abbildungen wiedergegeben sind, stellt das Hauptwerk der Radiererin und Malerin Käthe Skollwitz dar. In ihm ist ihre eigene Art am prägnantesten ausgedrückt. Der Zyklus umfaßt sechs Blätter: drei Lithographien und drei Radierungen. Die Blätter sind zu verschiedenen Zeiten, nicht unmittelbar hintereinander, entstanden. Die Grundzüge bleiben jedoch immer die gleichen. Einheit des Ganzen





Käte Kollwitz: Der Zug der Weber.



ist der kennzeichnende Charakter des Werks. Getragen von der Kraft eines ebenso energischen wie tiefgründigen Temperaments formen sich die verschiedenen Vorgänge zu Bildern, die inneren Zusammenhang haben. Es ist ein innerer Rhythmus darin. Jedes Blatt läßt kaum merklich das folgende, die Entwicklung, ahnen, und in diesem Auf und Ab, diesem Ansteigen und Fallen liegt die stumme, große, unerbittliche Wahrheit des Lebens. Es ist ein Anschwellen darin, das beinahe etwas Dramatisch-Musikalisches hat.

Das erste Blatt des Weber-Zyklus zeigt die Not und das Elend der Armen, zeigt die Weberwerkstatt in dunklen Umrissen. Eine Mutter am Bett des sterbenden Kindes. Die Dürftigkeit des Blattes malt die Verzweiflung mit unheimlicher Gewalt. Es sind gehegte Wesen, die auf den allerwärts eindringenden Feind — Ausbeutung, Hunger, Krankheit — wie auf ein unabwendbares Schicksal starren. Das zweite Blatt zeigt noch schlimmeres Leid. Der Tod ist gekommen. Er hat nicht an dem Kind genug. Er berührt die Frau, deren hilflose, abgekehrte Schwäche keinen Widerstand leisten kann. Auch der Mann kennt keine Empörung mehr. Seine Verzweiflung ist dumpf. Er steht am Webstuhl, ohne Leben. Dieser abgewandte Mann wirkt in der Stumpfheit seiner Gebärde ergreifend monumental. Das dritte Blatt zeigt die Rache, die sich zusammenballt. Ein Erwachen scheint möglich. Das Innere einer Kneipe. Eine Lampe erhellt den Raum. In die Ecke gedrückt, sitzen am riesigen Tisch

vier Gestalten, denen die Ekstase auf den Gesichtern leuchtet. Sie schmieden Pläne. Eine unheilsvollere Stimmung in der düsteren Ecke dieses Raumes. Die Gruppe ist fast gespenstisch grell beleuchtet. Das vierte Blatt (Abbildung) zeigt das Resultat. Der Gedanke ist zur Tat geworden. Die ausgegorenen Scharen sind aus ihrer Lethargie aufgerüttelt. Der Auszug. Sie haben sich mit Netzen und Spaten und Hacken bewaffnet. Ein düsterer, entschlossener Wille gärt in ihnen. Wie eine unheilvolle Wolke ziehen sie dahin. Menschen, die das Unglück zum äußersten treibt. Die Frauen sind dabei. Sie, die die Not teilten, wollen auch das Schicksal, das letzte, teilen. Ein Weib schreitet zur Seite; es trägt ein Kind auf dem Rücken, das sich halb im Schlaf zur Seite lehnt. Sie sind Ankläger. Ihre Mienen sind nicht wutverzerrt. Sie sind ernst und streng. Eine finstere Entschlossenheit ist in ihnen, hinter der das Muth steht. Diese Scharen wirken monumental wie der racheheischende Chor einer antiken Tragödie. Wütender wird der Vorstoß. Der Anprall erfolgt. Das fünfte Blatt (Abbildung) zeigt das Gartentor der Villa des Fabrikanten. Friedlich liegt diese da. Hell leuchten die Mauern zwischen den Stäben des hohen Gitters. Die Woge kommt, stürmt an. Die Männer greifen nach ihren Werkzeugen, die Frauen lockern das Pflaster. In dem ohnmächtigen Zusammenbrechen der Erregung, in der Vergeblichkeit des Zornes bereitet dieses fünfte Blatt schon das Ende vor. Nach diesem Anschwellen kommt jäh-

das Ende. Das letzte Blatt zeigt eine Szene nach dem Kampf, die in der ersten Schlichtung ergreifend wirkt. Wieder, wie im Anfang, die Weberstube. Die Opfer des Aufstandes werden hinausgetragen. Pulverdampf schwebt im Zimmer. Das Schweigen des Todes liegt über dieser Stille. Die Scheiben des Fensters sind zertrümmert. Dieser Ausblick ist das einzige Licht in dem dunklen Raum. Davor steht in starrer Haltung — kaum noch eine Lebende — die Frau. Der Tote wird, an ihr vordringend, hinausgetragen. So führt das Ende wieder in die dunklen Stuben zurück, die das Elend bergen, das niemand sieht.

Die beiden abgebildeten Blätter entstanden zuerst im Jahre 1896. Dann kam, 1897, ein Schlussblatt. Alle drei Blätter sind Radierungen, deren energische und doch weiche Schwarz-Weißwirkung sich vorzüglich zu der suggestiven, komischen Darstellung der Vorgänge eignet. Im gleichen Jahre entstanden dann als Lithographien Blatt 1 bis 3. 1899 erhielt die Künstlerin von der Dresdener Kunstausstellung dafür eine goldene Plakette.

In dieser Künstlerin ersticht die gute, alte Tradition der graphischen Kunst zu neuem Leben. Was sie gibt, ist ernste, reife Kunst. In Kunst einer Persönlichkeit in charaktervoller Prägung. Im Zeichnerischen zuverlässig, im farbigen Spiel von Licht und Schatten abwechslungsreich, erreicht sie eine Vollendung und Selbständigkeit im Technischen, die es zu klären, daß ihr Werk in keinem Kupferkabinett fehlen darf. —

## Heimweh.

Eine Dienstmädchengeschichte von Ilse Frapan.

Die Freundinnen nageln die Koffer zu, die alten, die hier bleiben; die beiden ordentlichen zum Mitnehmen stehen schon fertig geschlossen inmitten des verwüsteten Zimmers; ein großer Korb mit einem Bettel, der die Aufschrift trägt: „Venezia“ und ein brauner Lederkoffer mit dem Vermerk: „Napoli“. Die Buchstaben leuchten in feurigem, freudigem Rot, die Buchstaben der beiden Freundinnen glühen, sie hämmern und singen, es schallt nur so durch das ganze Haus. „Morgen um diese Zeit!“ ruft die eine, und einen Augenblick lassen beide ihr Handwerkszeug sinken, schauen sich an, fahren aufeinander zu und umschlingen sich: „Wir wandern, wir wandern mit Hurra!“

„O, mein Zuckertier, freust Du Dich? Glaubst, daß es wahr wird?“ „Wenn wir im Wagen sitzen, eher nicht — am Ende kommt der Expediteur zu spät, oder die Pflanzen werden nicht mehr abgeholt —, ich hab' immer solche Ahnungen, weißt Du!“ „O, Du Kolltrabe! o, Du Unglücksfrähe! o, Du efliges kleines Bogüh! Was krächzt sie nun wieder, statt zu singen! Denk doch nur einmal Venedig! wenn wir über die Brücke fahren — erst Mestre o, und dann — es ist natürlich Abend, die Sonne gerade im Untergehen; auf dem purpurroten Himmel steht die weiße Salute, so feierlich, so himmlisch still“ . . .

Die Sprecherin bricht plötzlich ab, ihr Gesichtsausdruck verändert sich, sie legt der Freundin die Hand auf die Schulter: „Hör' doch mal! sch! weint sie wieder? wahrhaftig? ist das Wärbelle?“ Ja, es weint und schluchzt draußen; die zwei Frohen schlagen die Augen nieder; „Lieber Gott, das arme Ding! aber was soll man denn tun? es ist mir furchtbar leid!“

Mit dem Hammer in der Hand ist die eine schon in die Küche gelaufen, nun kommt die andere nach: „Aber nein, Wärbelle, das müssen Sie doch nicht tun! das geht doch nicht!“

Wärbelle ist auch an ihrem Koffer beschäftigt, die Schuhe und Kleider liegen auf dem Küchen-

boden verstreut, sie wirft sie gedanken- und gefühllos in den offenen Behälter und schluchzt zum Erbarmen, sieht weder rechts noch links, wo die beiden reumütig, mitleidig an ihr zupfen.

„Wärbelle! nicht doch. Sie sollen mal sehen, Sie kommen in eine gute Stelle! Drei Wärbelle, das ist ja viel lustiger als bei uns! Sie hatten es doch einsam hier! Wir wollen es den Leuten noch extra in einem kleinen Brief schreiben, wie gern wir Sie gehabt haben. Ella, schreib' mal gleich! Wie ist die Adresse, Wärbelle? Sie wissen ja, wir hätten Sie gern mitgenommen, aber es geht doch nicht.“

Wärbelle murmelt dazwischen: „Ich weiß es ja wohl, ich weiß es schon; aber warum muß mir's auch immer so scheußlich gehn! Wo i gern bin, do muß i halt furt, wo's wüescht ischt, no tun's mi b'halte! Und i möcht auch emol eppes sehe und höre, i möcht auch emol mitreise und in d' Welt fahre, und i gang nach Amerika, und i wollt', i wär schon dort!“

Sie wischt sich heftig die Augen, es ist etwas Herausforderndes in der Art, wie sie ihre Sachen in den Koffer wirft.

Hinter ihrem Rücken schneiden die zwei Freundinnen mitleidige, bedauernde Gesichter.

„A so e Schtoll' krieg i nie net wieder, i weiß es ja scho,“ seufzt Wärbelle, „do wird mer wieder ummeg'schtosse und 's ischt a so a u'heimlich's G'fühl ame neue Ort. I wollt', i wär' wo's Wenele ischt, oder Se hättet mi könne mitnehme, aber 's ischt zu teuer, i weiß es ja wohl! I hätt' Ihne kochet, die italienische Küch' ischt a so a'ischpässig, säggt mer, i weiß es ja net, i ben net dort gwe', aber die Fränlein Ella hat doch so e heilele Mage, i glaub's net, daß Ihne die italienische Küch' gut tuet. Und nähe — i hätt' nähet —, die Fränlein Ella hett's jo selber a'äggt, daß i e Gab' für's Schneidern ha'n. Se haent doch net d' Zeit dafür auf so e Reis', — i hätt' nähet!“

Das Schluchzen bricht plötzlich ab, denn jemand hat die Haustür geöffnet, ohne zu

läuten. Wärbelle eilt hinaus. „Fränlein, der Gärtner! Soll ich den großen Philodendron nicht selber d' Schtege abetrage? 's wär' ideal dafür.“

Auch die Freundinnen packen ein paar Lieblingspflanzen jede; das Zimmer wird immer leerer, immer unwirklicher, ein herbster Sturzregen nach dem anderen prasselt auf die Scheiben hinunter.

„Na, wenn's in Italien auch so stürmt!“ „Ach, mein Lamm, das ist für uns ja Frühlingwind!“ Und mit halblauter Stimme beginnt sie zu singen: „Der Frühling naht mit Brand.“

„Sch! Lili, doch nicht auf der Treppe! Und das arme Wärbelle — sch!“

Wärbelle mit hängender Unterlippe und roten Augen kommt wieder herauf: „Fränlein, der Gärtner hat mi a'froget, ob er mi am Sonntag schpaziere führe darf — aber i weiß ja net wohin und woher.“

Die Freundinnen tauschen einen lächelnden Blick. „Wenn's 'n anständiger Mensch ist, so run nicht, Wärbelle.“

„Anständig wär' er scho', aber's ischt noch e Buebl!“ brummt das Mädchen geringschätzig. Dann geht sie mit einer neuen Ladung Töpfe hinaus, und dann plaudert und lacht er draußen, halblaut, aber gar nicht traurig, recht bekannt klingts.

„Arm's Wärbelle, möcht' es ihr gut gehn.“ „Oh, ich hoffe, ja! das kleine Mädchen mit den schnell getrockneten Augen — das ist ein guter Name für sie. Sie ist ja auch jung.“ Und die Mädchen mähhlich leise, nach und nach lauter singen sie wieder, Wanderlieder, Sehnsuchtslieder, und Wärbelle draußen, die nicht mehr singen konnte seit sie damals in den See gefallen, pfeift wie ein Bub, bis nun auch die Mästen fortgetragen werden, Stück bei Stück. —

„Der Wagen! Lili, bist Du fertig?“ Wärbelle lassen Sie den Kutscher allein tragen. Sie sollen sich nicht so abschleppen! Und wenn sie gefehrt haben schließen Sie ab und geben dem



Sausmeister die Schlüssel. Schreiben Sie mal, Wärbete, wie's Ihnen geht. Nach Benedia, hören Sie? Und vielleicht, wenn wir zurückkommen -- ja so -- das ist wohl noch lange hin -- nun ich wünsche Ihnen lieber eine bleibende Stelle. Wir haben Sie sehr gern gehabt, Wärbete. Ach, da weint sie wieder! Adieu! Adieu! Sie werden's gut kriegen, Wärbete! Passen Sie nur auf! Adieu!"

„Lebet Sie wohl, Fräulein! Glückliche Reis!“  
Der Regen strömte; um die Straßenecke blies ein kalter Nordwest, der stakcher kniff das Mädchen heftig in den Arm und ließ dann mit gliffig-unternehmendem Gesicht auf seinen hohen Zib. Mit gesenktem Kopf, mechanisch den Arm reibend, stand Wärbete da und ließ sich nach weinen; zuletzt schlug sie die Schürze über ihr Gesicht und rannte zurück in das verlassene Quartier. „Was brauchet die jetzt in der Welt nunnez'fahre!“ murmelte sie zornig. Dann setzte sie sich auf ihren Koffer und weinte.

„Jetzt bin i a so verlassene! Wie wau i da her komme bin! Was hat mer in der Welt? Hier bin i dabeim gwe', hier hau't 's mi gern a'sche, zu was um einen die Vent' auch so verwöhne, wenn's doch 'n End' nehme muess! Nordschlecht ischt mir's worde, i muess e Bier! Aber i bin z' faul, eins z' hole, und i lebenir' mi halt an!“ Senkend stand sie auf und tat ihre Arbeit, die letzte hier im Haus. Das war eine gute Zeit gewesen, dies letzte Jahr. Wie ist sie damals hier angekommen, am Tag nach dem Unglück auf dem See! Mann daß sie hat stehen können, blaß wie eine Leiche, das Essen hat sie im Gasse gewürgt, und Tag und Nacht hat's ihr geträumt: sie liegt wieder im See und fühlt Meneses Hände um ihren Hals und hört Meneses Todeschrei. Und schwebend und schweißgebadet reißt sie die Augen auf und schreit: „Ach nein! Ach nein!“ und sie fühlt, Meneses Hände sind los, und sie greift und tastet, und Wasser dringt ihr in den Mund und erstickt ihren Hülfersuf. Wie wär's ihr auch ergangen ohne die zwei Fräulein! Sie haben sie gepflegt und beruhigt, ihre Gewissensangst beschwichtigt, ihre Schuld von ihr genommen. Sie haben's gesüßelt und geglaubt, daß sie nichts Böses gemeint hat, und daß ihr das Herz so weh, so weh getan hat um das ertrunkene Menese. Sie haben ihr den Jammer tragen helfen, als Meneses Vater gekommen ist und mit ihr geredet hat; sie haben ihr geholfen, den Brief schreiben an Meneses Schatz, der gar verzweifelt getan hat, weil er nicht hat zum Begräbnis kommen können. „Wie wär' i denn so schnell drüber wegkomme, wenn die Fräulein mir net a'holse hätten!“

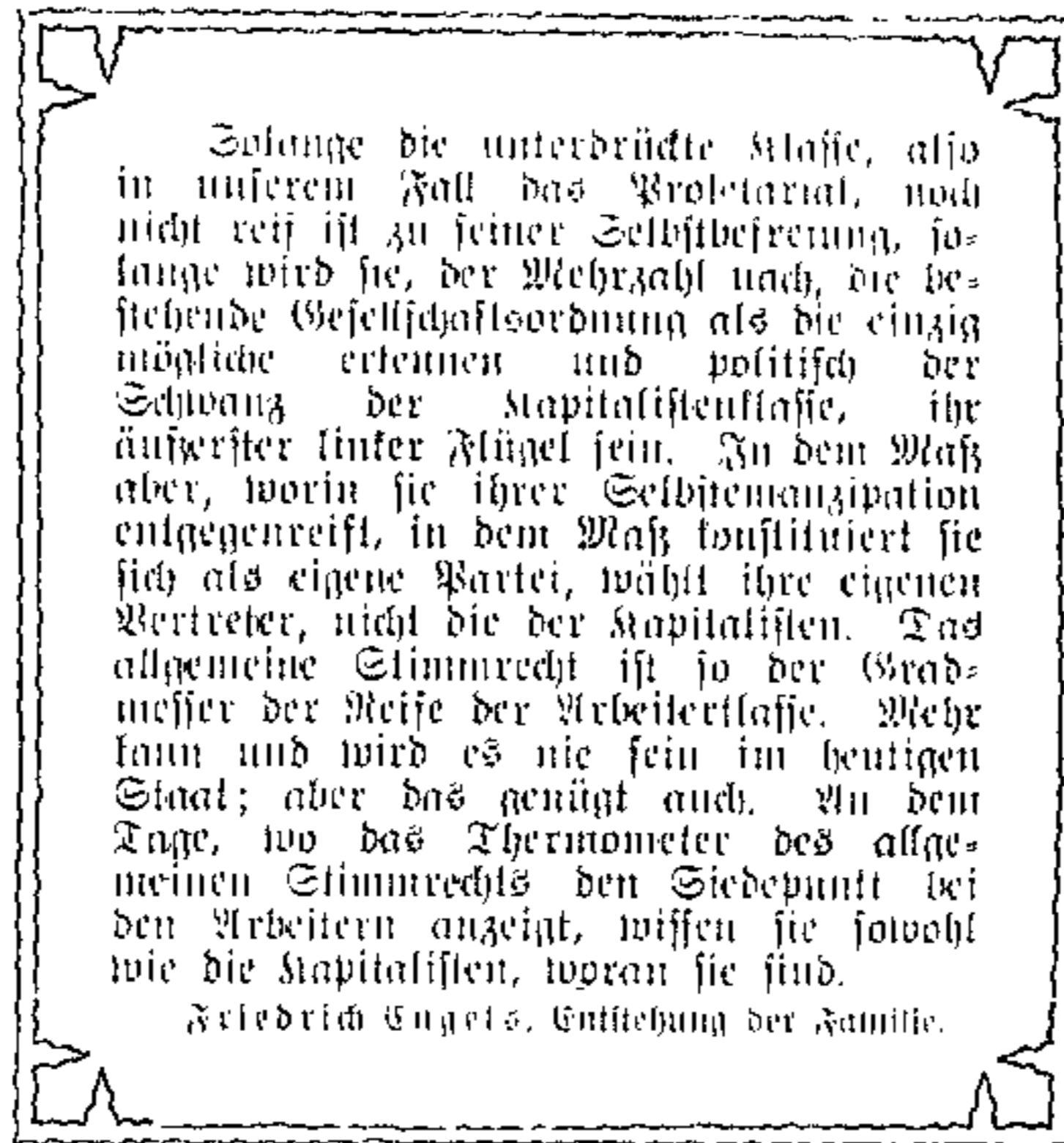
Ein kleiner, runder Spiegel fällt Wärbete in die Hände, den haben sie vergessen. Sie blickt hinein, und unwillkürlich glättet sich ihr schmerzverzogenes Gesicht. „Nei', wie - u i dief worde bin in dem letzte halbe Jahr! Der Metzger sagt's auch: Sie stehe in gutem Zucker, scheint's!“ Außer einer kleinen Heiserkeit hat das schlimme Bad nichts hinterlassen, Wärbete sieht's selber, daß sie hübscher ist als je.

Darüber sind die Tränen versiegt. „Es hat ja keinen Wert net! Da, der Gärtner, der dumme Bub, warum ist er nicht fünf Jahre älter? dann könnt man mit ihm reden. 's ischt e netter Bub sonst, so schöne blaue Auge, nur daß er die dicke Zung' hat und die Worte so langsam herausbringt, ist dumm. Er lipp rället halt.“ Wärbete ahnt ihm nach und muß selber lachen. Aber dann blickt sie sich mit gegener Stirn um - es klingt so grell und laut in der leeren Wohnung. „Ach, meine Fräulein! jetzt sind sie schon abdampft. Vielleicht a'leh i 's noch emol im Lebe! vielleicht net. Wenn i nur auch wisse tät, was se über mi a'schriebe hänt, aber der Brief isch zapappt!“ Wärbete zwängelt ihn von rechts und links, kopfschüttelnd, senkt und legt ihn wieder hin, um ihr Portemonnaie herauszuziehen und ihr Geld zu zählen.

Gerade hundert Franken. Soviel! Ja, jetzt hat sie das Gute davon, daß die Fräulein nie mals Geld hatten. Nun hat sie alles auf ein mal. Aber freilich, der Schuster hat sie auch schon gemahnt, und bei der Schneiderin ist sie noch schuldig. „Die übrige siebzig Franke lu' i halt auf d. Schparfass'. Halt, da Klingell's, wer isch es? Ach, die Dick' da, das Maitle von oben! stomm herein, Dicke, i tanz den Stehbraus!“

Die Dicke, die ganz aussieht wie eine untertepte Jahrmarkt-Puppe mit dunkelrot lackierten Padden, wirft blanke Blicke auf das Häufchen Silbergeld, das noch von dem Kofferdeckel prahlt: „Du, hehst net zwanzig Franke für mi übrig? I soll halt wieder d' Stojcht zahle, weißt.“

Die Dicke hat einen Ruben von zehn Monaten, draußen in Zokillen. Wärbete hat ihn auch schon besucht und tanzen lassen, daß er laut gejauchzt hat, der kleine blasse, vernachlässigte Bub. Gleichmütig nimmt sie das Verlangte von dem Hausen. „Do hehst, vier Zeissliver, Dicke. Aber i brauch's halt an; muesscht mer's wiedergebe, wann D' Dein Lohn kriegsch. Es hat ja noch Zeit, i brauch's ja net gleich!“ beeilt sie sich hinzuzusehen, da die Dicke ein wenig betrübt ansieht. „nimms nur, i lehn' Dir's gern, i weiß Di jo z' finde.“



Solange die unterdrückte Klasse, also in unserem Fall das Proletariat, noch nicht reif ist zu seiner Selbstbestimmung, solange wird sie, der Mehrzahl nach, die bestehende Gesellschaftsordnung als die einzig mögliche erkennen und politisch der Schwanz der Kapitalistenklasse, ihr äußerster linker Flügel sein. In dem Maß aber, worin sie ihrer Selbstemancipation entgegenreift, in dem Maß konstituiert sie sich als eigene Partei, wählt ihre eigenen Vertreter, nicht die der Kapitalisten. Das allgemeine Stimmrecht ist so der Gradmesser der Reife der Arbeiterklasse. Mehr kann und wird es nie sein im heutigen Staat; aber das genügt auch. In dem Maße, wo das Thermometer des allgemeinen Stimmrechts den Siedepunkt bei den Arbeitern anzeigt, wissen sie sowohl wie die Kapitalisten, woran sie sind.

Friedrich Engels, Entstehung der Familie.

Die Dicke klagt sich aus. Alles verzehrt der Bub; solch ein Unglück, seit anderthalb Jahren hat sie sich kein Stück mehr angeschafft. Und die Frau ist so wüß mit ihr, weiß sie von dem stünde weiß und ihr nun alles aufhalten darf. „D, wenn i das vorher a'wüßt hätte! Aber gelt, Wärbete, Dir langt's noch zu 'em Maßl, i han bent no net's Tröpfel Bier kriegt!“ Und die Dicke springt, ganz bebend und leiser, als man's ihr zutragen sollte, in die Wirtschaft am Eck, und drei volle schäumende Seidel bringt sie herauf. Dir eins, mir eins und dem Bub'n eins.“

Wärbete lacht, die Dicke hat halt so Einfälle. Und mehr als ein Glas verträgt Wärbete jetzt nicht. „I bin ja bei dene Fräulein abschtinent worde.“ So schlürft die Dicke eben zwei und läßt sich dabei nicht hören durch die Rufe der Frau, die heftig und durchdringend durchs ganze Haus nach ihr schreit. „Wart' Du nur, i muess auch oft auf Die warte, wann D' mir so lang mit'm Nachtesse trödelst!“ Die Dicke! Man muß immer lachen über sie, sie ist gar zu frech. Mit dem Seidel in der Hand läuft sie jetzt an die Gangtür und ruft: „Gnädige Frau, grad' tomn' i!“ Sie stellt das leere Gefäß klirrend auf den Boden. „Adies, Wärbete, i wünsch' Dir guete Zeit. Auf's Wiedersehe!“ Und husch, die Treppe hinauf. Wärbete aber rennt ins Wohnzimmer, reißt die Tür auf und bleibt ganz starr auf der Schwelle stehen. Es ist ja leer, die Fräulein sind ja weg, sie kann's ihnen nicht mehr erzählen, daß sie der frechen Dicken, mit der sie nicht umgehen soll, zwanzig Franken geliehen und ihr ein Bier gewichst hat. Zimmer hat sie

ihnen alles erzählt, und sie haben's angehört, war's recht oder unrecht.

Zeitend schleicht das Mädchen in die Küche zurück; jetzt kommen halt andere Zeiten. Da, die Ausbilstelle für vier Wochen, davor ist ihr angst! Die Dame hat sie von oben bis unten angechaut, wie sie sich vorgestellt hat, und immer wieder hat sie von der Bescheidenheit geredet. „Niemals ohne anzuklopfen ein Zimmer betreten, und beim Zerzieren müsse sie Sand schuhe tragen, weiße baumwollene Handschuhe, der Herr ist das so gewohnt.“ Ich hätte's nicht annehmen sollen, denkt Wärbete, während sie gähnend und unlustig und halb im Zammel nach dem Bejen sucht. Aber der andere Plab ward doch erst nach einem Monat frei, da hätt' sie ja's Geld bis auf das letzte verzehrt! Am Vier war was, denkt sie, ihr ist dumm im Kopf d'rauf worden; die Fräulein haben Recht, man sollt' fast kein's trinken. Und dunkel wird's auch, und so still und einsam rundum.

Nun ist sie doch froh, wie sie bei der neuen Herrschaft in den Saussturz tritt. Am Wohnzimmer wird Klavier gespielt, zwei Hunde bellen laut und kraben an der Tür; alles ist erleuchtet, sie hat schon dreimal geklingelt, ohne daß sie einer bemerkt hätte. Endlich kommt ein Herr im karierten Schlarrod an die Glastür und ruft mit ungütlicher Stimme: „Wer ist da?“ „I bin's!“ Die Hunde bellen und fahren gegen die Tür, der Herr hat etwas gefragt, aber Wärbete versteht nichts. „Ähnen Ähre Ausbilst!“ schreit sie mit lauter Stimme. Endlich öffnet man. Die beiden gelbweißen Terrier fahren kläffend an ihr in die Höhe, ziehen sich aber plötzlich mit Gehent zurück. Der Herr schwingt eine Weitsche: „Wollt ihr gleich, ihr Bestien?“ Seine kleinen Augen funkeln zornig. „I ben Ähre Ausbilst!“ wiederholte Wärbete.

„Sie können herein kommen!“ ruft es aus dem offenen Salon, „die Lampe brennt in der Küche, die Hunde haben keine scharfen Zähne; komm' herein, Doktor!“ Der Herr im Schlarrod gehorcht und treibt die zähnefleischenden Terrier mit der Weitsche vor sich her. Wärbete steht in der Küche: „Da steht's emol aus!“ Ja, freilich ist alles drunter und drüber. Die Hausfrau kommt in ihrer ganzen lutzatmigen Morpuzenz. „Waschen Sie das hier ab, und räumen Sie gründlich auf. Im übrigen werden Ähre Dienste heute nicht weiter beansprucht; um halb sechs morgen früh kommen Sie herunter, Ähre Mansarde ist oben, Sie können sich nur dort erkundigen.“ Wärbete sieht ihr nach, dann blickt sie auf die Menge ungeputzten Geschirrs. Im Salon singen sie zweistimmig; die Hunde heulen zur Begleitung. Ueber der Arbeit wird's Mitternacht; todmüde und hungrig klopft sie nach oben. Klappert an drei Mansardentüren, findet endlich die rechte. Aber fast prallt sie zurück vor dem leeren dumpfen Raum. Da sieht's aus wie im Gefängnis, nichts als ein unmordentliches Bett unter der schrägen Wand und ein leerer Stuhl daneben. Wärbete lacht ingrinnig: „Net emol e Nachtesse hänt i' mi gebe, und hier ischt kei Lapor, net emol e Schtbl! Ähre Hund' gebe sie's a'wüß besser! Aber i han's gewüß, daß i's jetzt schlecht krieg', i han's gewüß!“ Zornig und widerwillig legt sie sich auf das unsaubere Lager und weint sich wie ein Stind in den Schlaf. Ja, an die vier Wochen wird sie denken! Gleich am anderen Morgen hat sie den Katechismus für Dienstkoten gekriegt zur Erlernung eines bescheidenen und demütigen Betragens; d'rauf ist sie nach ihrer Konfession befragt und in die Frühpredigt geschickt worden. „Ein Weien ohne Religion kann mein Mann, der Doktor, nicht um sich dulden, und wenn es auch nur ein Dienstmädchen ist.“ Wärbete ist sich nie so elend, so heruntergesetzt vorgekommen, wie auf dem Plab. Und der Bub, der von Heidelberg in Ferien da ist, mit dem ist schon gar kein Auskommen.

(Fortsetzung folgt)



## Großes denken, Gutes tun.

Kannst Du nicht das Große tun,  
Sollst Du Dich darob nicht grämen,  
Darfst in Bitterkeit nicht ruhn  
Und Dich kleiner Arbeit schämen.

Kannst Du nicht das Große tun,  
Sollst Du Gutes frisch vollbringen;  
Kannst Du nicht auf Lorbeer ruhn,  
Sollst Du Achtung Dir erringen.

Kannst Du nicht das Große tun,  
Sollst Du kühn das Große denken.  
Nimmer grollen, nimmer ruhn:  
Großes denken, Gutes tun!

Robert Seidel.

**Preußische Schulreaktion vor 1848.** Nach dem toten Jahre, in der Reaktionszeit der fünfziger Jahre, setzte auch auf dem Gebiet der Schulpolitik in Preußen eine wüste Reaktion ein. Auf diese Zeit der Stiehlischen Negativität ist neuerdings so oft hingewiesen worden, daß wohl jeder etwas davon gehört hat. Weniger bekannt ist dagegen, daß auch schon vor 1848 eine preußische Schulreaktion zu verzeichnen ist; die Spur dieser vorrevolutionären Geschehnisse ist durch die Märzstürme verwischt worden, so daß die Allgemeinheit kaum etwas davon weiß. Diese Tatsachen verdienen aber der Vergangenheit entzogen zu werden; denn sie sind recht lehrreich. Die vormärzliche Schulreaktion setzte mit dem Jahre 1840 ein, mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. und dem ungefährt gleichzeitig erfolgten Tode des bisherigen Unterrichtsministers Altenstein. Altenstein hatte seine Aufgabe so aufgefaßt, daß die Volksschule dazu da sei, das Volk wirklich zu bilden; insbesondere hatte er auf die reinliche Scheidung zwischen Schule und Kirche hingewirkt. Von seinem Tode ab wurde der ganz entgegengesetzte Weg eingeschlagen. Der neue Unterrichtsminister Eichhorn sah in Uebereinstimmung mit den reaktionären Wünschen Friedrich Wilhelms IV. seine Aufgabe darin, die Volksschule zu verpfänden, zu einer Pfandstätte rechtgläubiger Hundedemut zu machen und dafür zu sorgen, daß die Schüler nicht zu viel lernen, weil Wissen das Volk rebellisch macht. So ward denn zunächst die Lehrerschaft unter die Aufsicht des Pfaffenstums gestellt. Zumal auf dem Lande kamen die Lehrer gänzlich unter die geistliche Fuchtel. Sie wurden überhaupt an Händen und Füßen gebunden. Jede selbständige Meinung war untersagt; nicht einmal über ihre Gehaltsverhältnisse durften sie mehr beraten. Daß sie etwas von ihrem Fach verstanden, war jetzt Nebenache, Hauptsache, daß sie rechtgläubig waren. Darauf ward bei Besetzung der Lehrerstellen ausdrücklich gesehen. Ja, das Unterrichtsministerium arbeitete direkt darauf hin, daß die Schullehrer nicht zuviel Wissen haben sollten. Ein Eichhorn'sches Reskript an die Regierungen aus dem Jahre 1843 verlangte ausdrücklich, daß bei den Schullehrerbibliotheken der verderblichen Viellejerei vorgebeugt werden solle. Auch sollten die Schulinspektoren von den im Besitz der Lehrer befindlichen Büchern Kenntnis nehmen und eindringlich vor dem Schädlichen warnen. Besonders angetan hatte es dem Minister die Dintersche Schullehrerbibel, die er durch „gediegenere Arbeiten“ ersetzt wünschte. Sie sollte in den Orkus, weil sie von einem halbwegs modernen Standpunkt aus verfaßt war. Charakteristisch ist auch, was der Minister in bezug auf die Bücher für die Schüler verfügte. Danach sollte die Zahl der Schulbücher möglichst beschränkt werden. Eine Bibel, ein Katechismus, eine biblische Geschichte, ein Lesebuch und ein Rechenbuch genühten nach Eichhorn's Meinung vollauf. Wie sehr aber damals das Unterrichtsministerium ein Ministerium für systematische Volksverdummung war, zeigt am deutlichsten eine andere Verfügung dieser Zeit, die allem die Krone aufsetzte. Das war eine königliche Kabinettsorder, die ein neues Rekrutierungssystem für die Volksschullehrerposten festsetzte. Hinzufügen sollten nämlich die ausgedienten Unteroffiziere, die Anspruch auf Zivilversorgung hatten, auch zur Bewerbung um Lehrstellen berechtigt sein. Die einzige Vorbedingung war, daß sie 6 (sechs) Monate lang ein Seminar zu besuchen haben sollten; dann waren sie reif, die Schuljungen zu drillen. Jedes Wort der Kritik wäre überflüssig. Man ersieht aus dieser Maßnahme am allerdeutlichsten, um mit einem Zeitgeschichtschreiber der vierziger Jahre zu reden, „wie es lediglich darauf abgesehen war, den militärischen Gehorsam in die

Schule zu verpflanzen und statt denkende Menschen lehrbare Maschinen zu erziehen.“ Es ist tröstlich, konstataieren zu können, daß die Liebesmühe verloren war.

**Der März** war den alten Römern der erste Monat des Jahres. Der Monat der gegen die Winterstürme siegreich vordringenden Sonne schien ihnen am geeignetsten für den Beginn eines neuen Zeitabschnittes. Die Blumen begannen zu erwachen, grün schimmerten die jungen Saaten dem Licht entgegen. Auch in der Tierwelt wurde es wieder lebendiger, als in den trüben Wintermonaten. Im wesentlichen waren das aber alles Erscheinungen, die auch in unseren Breiten beobachtet wurden. Der Spruch hatte recht, der da sagt: „Der März greift dem Winter aus Herz.“ Aber auch der andere hatte nicht unrecht: „Mit dem Märzgen ist nicht zu scherzen“. Denn mit dem nordischen Frühlingscharakter des Lenzmonats ist es ein eigen Ding. Noch ist die Macht des Winters keineswegs gebrochen. Was die Sonne an einem heiteren Tage herausgelockt, kaum am nächsten schon wieder der Schnee begraben und der Frost tötet. Aber mit dem Märzschnee ist es nicht allzu arg bestellt. „Märzschnee tut der Saat nicht weh“, sagt der Volksmund und fährt dann fort: „Schnee, der erst im Märzgen weht, abends kommt und morgens geht“, oder auch: „Fallen im Märzgen die Flocken, wird sich der Hopfen bestocken“. Ein normaler März soll vor allen Dingen trocken sein. Der Wind muß segnen und der Staub wirbeln. So schafft der Lenzmonat segensreich für die kommende Ernte. In dieser Art gibt es eine ganze Anzahl alter Bauernregeln. Eine von ihnen lautet: „Märzgenstaub bringt Gras und Laub“. Eine andere nimmt direkt auf die Ernte Bezug: „Läßt der März sich trocken an, bringt er Brot für jedermann“; ferner heißt es noch: „Trockner März erfreut dem Bauer das Herz“. Der Sonnenschein braucht sich im März noch gar nicht allzusehr bemerkbar zu machen; von langer Dauer pflegt er gewöhnlich doch niemals zu sein, dafür steht der April dem März zu nahe. „Märzgenjonne, kurze Wonne“. Für das Gedeihen der Saat ist er schließlich auch gar nicht erforderlich. „Märzgenjonne läßt noch nichts gedeihn“. Nur von Regen muß der März möglichst frei sein. Allzu große Niederschläge beeinträchtigen die Ernteaussichten. Nach dieser Richtung hin zielen denn auch verschiedene Wetterregeln. „Neuchter, fauler März ist des Bauern Schmerz“. Andere Bauernregeln sagen: „Rasser März ist wenig begehrt, Märzgenstaub ist Goldes wert“; oder es heißt auch: „Auf Märzgenregen bleibt der Sommer trocken und die Lehren hoden“, oder „Wasser im März, macht den Feldern Schmerz“. Wir zitieren im Anschluß hieran ferner: „März allzuseucht macht das Brot leicht“, sowie das allbekannte: „Märzgenregen bringt keinen Segen“. Die Frühjahrsaussaat muß sich ganz nach der jeweiligen Märzwitterung richten. Nicht jeder März eignet sich für das Saatgeschäft, und auch hier behält der Volksmund oft recht, wenn er sagt: „Säht Du im März zu früh, ist's oft vergebene Müh“. Märzgewitter treten — besonders im Süden — häufiger auf. Sie sind nicht gerade unerwünscht und gelten als gute Vorzeichen für die Ernteaussichten. So sagt man: „Wenn's donnert in den März hinein, wird der Roggen gut gedeihn“, oder auch: „Auf Märzgendonner folgt ein gutes Jahr, viel Frost und Regen bringt Gefahr“. „Märzgewitter zeigen an, daß große Winde ziehn heran“. Ein Märzgewitter bedeutet immer das Ende des Winters: „Wenn's im März donnert tut, wird's dem Schnee nicht gut“. Wie Sonnenschein und Regen, Wind und Gewitter, so mißt der Volksmund auch dem Märznebel eine besondere Bedeutung bei: „Rebels im März, windet's von südwärts“. Die Tage werden nun merklich länger: „Der März spart die Herz“. Licht und Jinsternis halten sich das Gleichgewicht, die gute Jahreszeit ist allenthalben in vollem Anzuge. Da faßt der ländliche Wetterbeobachter seine Erfahrungen noch einmal in den folgenden beiden Sprüchen zusammen: „März nicht zu trocken, nicht zu naß, fällt dem Bauern Mist und Faß“. „Heit'rer März erfreut des Landmanns Herz“. Auch der Tierwelt wendet sich jetzt wieder das allgemeine Interesse zu. Aus dem Süden kehren allmählich die Vögel zurück, die Vierfüßler heben ihren Winter Schlaf und auch die Insekten machen sich wieder bemerkbar. „Wenn im März ist Müdenspiel, so sterben die Schafe viel“. Sogar auf die Maulwürfe hat man acht und sagt von ihnen: „Maulwürfshaufen im März zerstreut, lohnen sich gut zur Erntezit“. Schließlich wird auch nicht das Märzgenbier vergessen, das im Salvador seine Triumphe feiert: „Brau nur im März gut Bier, mein lieber Brauer, es ist gesund und wird nicht sauer“. — ld.

**Vom Zeitungswesen in China.** Wenn man bisher von Zeitungen in China sprach, dachte man zu-

hauptsächlich aber in Englisch, wie sie fast überall in den Hafenstädten herausgegeben werden. Die Zahl dieser fremden Zeitungen ist groß und in den letzten Jahren ganz erstaunlich angewachsen. In den Europäer ist eine Zeitung fast so notwendig wie das tägliche Brot, und in den Hafenstädten Chinas ist die Zahl der Fremden nicht gering, die gern eine Zeitung teuer bezahlen. Für die Dankschreibenden ist eine Zeitung in ihrer Sprache unentbehrlich, sie werden dadurch über tausend wichtige Kleinigkeiten unterrichtet und über geschäftlich Dinge auf dem Laufenden erhalten; die Zeitung ist der Sammelplatz für alle täglichen Markt- und Hafennachrichten, abgesehen von den kleinen und großen Tagesneuigkeiten. Darum unterhalten auch die Kaufleute die Zeitungen gern durch teuer bezahlte Anzeigen. Neben den Zeitungen fremder Völker begann in den Hafenplätzen schon Jahre schon eine chinesische Presse sich zu entwickeln. Für die Chinesen war die Sache zuerst etwas neues; als sie aber merkten, daß man mit den Zeitungen und auch durch dieselben gute Geschäfte machen könne, gaben sie kleine wöchentliche Publikationen heraus und später auch Tagesblätter. In Schanghai gibt es fünf täglich erscheinende Zeitungen in fremder Sprache und vier chinesische; ferner erscheinen dort eine ganze Reihe von chinesischen Wochenzeitungen und sechs Wochenblätter in fremder Sprache, darunter ein deutsches. Von den Missionsanstalten werden viele Zeitschriften zu Belehrungszwecken herausgegeben, die meistens in chinesischer Sprache. Trotzdem haben die Belehrungsversuche mit sehr schwachem Erfolg; die Chinesen wollen gewöhnlich praktische, irdische Vorteile davon sehen, wenn sie sich belehren. Die Missionsanstalten müssen aber für das viele Geld, das sie kosten, auch etwas leisten, und wenn sie viele Zeitungen veröffentlichen, so sieht das nach einer großen Tätigkeit aus. Die fremden Tageszeitungen kosten etwa 20 Pf. pro Nummer, die chinesischen werden schon mit 2 Pf. verkauft. Im Abonnement kosten die fremden Zeitungen 60 Mk. pro Jahr, Postgebühren nicht eingerechnet.

Im Süden Chinas ist Hongkong die leitende Stadt im Zeitungsgeschäft. Dort gibt es vier englische Tageszeitungen, „Post“ und „Press“, „Telegraph“ und „Mail“; die beiden ersteren erscheinen morgens, die letzteren abends. Daneben bestehen sechs chinesische Tagesblätter. In den Hafenplätzen hat sich das Zeitungswesen überall schneller entwickelt und fand leichter Aufnahme als anderswo in China. Fast in jeder wichtigen Hafenstadt haben die Engländer ihre Tages- oder Wochenzeitung, und diese Zeitungen sind gewöhnlich sehr rentable Unternehmungen durch die hohen Preise, welche die Anzeigen bringen. Dagegen sind die Herstellungskosten geringe. Wo nicht Weiße unbedingt gebraucht werden, stellt man Chinesen an, die schändlich niedrige Arbeitslöhne erhalten.

Im Innern des Landes kannte man seit Jahrhunderten nur eine regelmäßig erscheinende Publikation, nämlich den von der Regierung herausgegebenen Jahreskalender. In den letzten Jahrzehnten ist auch da eine große Veränderung vor sich gegangen. Zahlreich entstanden kleine Zeitungen überall, die bisher gewöhnlich nur allerlei lokale Ereignisse besprachen. Viele gingen nach kurzer Zeit wieder zugrunde, aber immer traten neue an ihre Stelle, bis sich die Bevölkerung daran gewöhnte und sie hier und da nicht mehr entbehren mochte. Jetzt pflegt den Dialekt der Provinz, wo sie erscheinen, unbekümmert um ein einheitliches Chinesisch. Was es früher streng unterlag, daß eine Zeitung etwas anderes als den kleinen Stadtklatsch brachte, so wird es jetzt weniger genau damit genommen und auch Regierungsmaßnahmen dürfen gelegentlich besprochen werden. Japan ist Chinas Lehrmeister in vieler Beziehung und wird auch im Zeitungswesen, das in Japan längst in Mitlet steht, den Chinesen neue Wege weisen. In Tokio, wo es viele Zeitungen gibt, darunter auch eine sozialistische (Sikari — das Licht) studieren über 10 000 Chinesen, die aus allen Teilen des großen Reiches mit seinen 430 Millionen Einwohnern kommen. Japanische Zeitungen behaupten, daß Tokio das Zentrum bildet für alle Neuerungsbestrebungen, die China durchziehen. Man spricht in letzter Zeit viel vom „Erwachen Chinas“. Daß dabei die Presse eine große Mission zu erfüllen hat, ist klar. Gerade die Provinzpress könnte sehr wertvoll für Reformbestrebungen sein, vorausgesetzt natürlich, daß sie sich in den Diensten der Neuerer stellt. Aber selbst ihr Widerstand würde nicht ohne Nutzen sein, indem er dazu beitragen müßte, die große träge Masse immerhin in Bewegung zu bringen, wodurch leicht Gegenströmungen erzeugt werden könnten. — a. b.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**